

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Im Reich der Monster-Spinnen

Band 2 der vierteiligen Okastra-Saga

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Im Reich der Monster-Spinnen

John Sinclair Nr. 318

Teil 2/4

von Jason Dark

erschienen am 07.08.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Im Reich der Monster-Spinnen

Die Hände des Superintendenten Sir James Powell umklammerten einen nicht nur für ihn außergewöhnlichen Gegenstand. Es war ein Totenschädel, und er hatte zu einem Menschen gehört. Wo der Körper lag, wußte Sir James nicht, er besaß nur diesen Schädel, der aussah, als wäre er mit einer glänzenden Wachsschicht überzogen worden. Ein schauriges Gebilde, das an die Vergänglichkeit und den Tod erinnerte.

Über den Schädel hinweg schaute Sir James Powell auf einen Mann, der ihm gegenübersaß.

Es war Suko, der Freund und Kollege des Geisterjägers John Sinclair.

Die beiden Männer saßen in dieser späten Stunde zusammen, weil Sir James etwas mit Suko zu besprechen hatte. Irgendwie schien sich der Alte auch nicht wohlzufühlen, wie Suko feststellte, denn er kannte seinen Vorgesetzten lange genug. »Was halten Sie von der Geschichte, Suko?« fragte er.

»Wie meinen Sie, Sir?«

Der Superintendent lächelte knapp. Er wußte genau, daß der andere ihn verstanden hatte, erwiderte aber nichts in dieser Richtung, sondern kam auf das Thema zu sprechen. »Ich meine den Schädel.«

Suko hob die Schultern. »Wir wissen, wem er gehört hat. Henry Darwood. Das ist alles.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Finden Sie, daß an dem Schädel etwas Besonderes ist oder es etwas gibt, das Sie als besonders bezeichnen würden?«

»Nein, Sir, wenn ich von der Herkunft einmal absehe.«

»Und von seinem Geheimnis«, unterbrach der Superintendent seinen Mitarbeiter.

»Welches Geheimnis meinen Sie?«

»Ich bin mir zwar nicht sicher, Suko, aber ich habe das Gefühl, daß uns dieser Schädel noch einige Rätsel aufgeben wird. Der ist nicht normal, und man hat ihn nicht ohne Grund der Schwester des Verstorbenen geschickt.«

»Das sicherlich, Sir.« Suko war mit seinen Antworten vorsichtig.

Er wußte nicht, worauf sein Chef hinauswollte. Bei Sir James mußte man da immer auf Überraschungen gefaßt sein, deshalb wartete er zunächst einmal ab.

Hinzu kam, daß sich Suko geärgert hatte, weil man ihn praktisch aus diesem Fall hinausgeworfen hatte. Vielleicht nicht Sir James, sondern ein anderer, ein Geheimdienstmann mit Namen Snyder.

Colonel Snyder, denn er hatte den Stein ins Rollen gebracht.

Dabei ging es um Henry Darwood, der für den Geheimdienst in Spanien tätig war und dessen Schädel seiner Schwester nach London geschickt worden war.

Man setzte John Sinclair allein auf den Fall an, der eine hohe Stufe der Geheimhaltung enthielt, denn die Aktivitäten des Henry Darwood sollten keinesfalls an die Öffentlichkeit gelangen. Was gewisse Kreise zu verbergen hatten, darüber konnte Suko nur mehr spekulieren, aber es war nicht die feine englische Art, ihn auf diese Art und Weise nach allen Regeln der Kunst auszubooten.

Nun schien etwas schiefgelaufen zu sein. Sonst hätte Sir James ihn nicht zu sich kommen lassen.

»Worauf wollen Sie eigentlich hinaus, Sir?« erkundigte sich der Inspektor.

Der Superintendent stellte den Schädel zur Seite. Dabei hob er die Schulter, und das wunderte Suko. Normalerweise erlebte er bei Sir James nicht diese menschlichen und dann noch negativ zu wertenden Reaktionen. »Ich weiß es selbst nicht«, gab er mit seiner Antwort zu, »aber ich habe wohl einen Fehler gemacht, wie ich zugeben muß.«

»Der wäre, Sir?«

»Ich hatte John Sinclair Unterstützung mitgeben müssen.«

»In meiner Person, Sir?«

»Natürlich. Daß ich es nicht getan habe, ärgert mich, ist aber nicht zu ändern. Außerdem habe ich einen gewissen Druck von ganz oben bekommen, denn die Geheimdienstleute haben leider einen zu großen Einfluß gewonnen. Das zu meiner Entschuldigung, die aber keine sein soll, ich gebe den Fehler zu.«

Suko hatte den Sinn der Rede verstanden. »Es geht also um John«, stellte er fest.

»Richtig.«

Der Inspektor setzte sich gespannter hin. »Was ist mit ihm geschehen?«

»Wenn ich das wüßte…«

In Suko schrillte so etwas wie eine Alarmklingel. »Sie haben keinen Kontakt?« erkundigte sich Suko.

»Nein.«

»Haben Sie etwas ausgemacht?«

»Natürlich. John sollte sich melden.« Sir James schaute gegen die Wand, wo die Verkleidung auf Knopfdruck verschwinden konnte, wenn er es für nötig hielt. »Er hat es nicht getan, und das bereitet mir große Sorge. Hinter diesem Fall scheint mehr zu stecken, als wir bisher angenommen haben.«

»Wo soll er sich befinden?« Suko wurde konkret.

»An der Nordwestküste Spaniens. Der Ort heißt Campa. Soviel ich weiß, handelt es sich dabei um ein Bergdorf. Mehr habe ich trotz intensiver Bemühungen nicht herausfinden können.«

»Den Namen kenne ich nicht«, gab Suko zu.

»Das habe ich mir gedacht. Niemand von uns weiß, was dort vorgeht. Ich habe auch mit Colonel Snyder über den Job des Henry Darwood geredet. Er wollte nicht so recht mit der Sprache herausrücken, und ich bin da sehr skeptisch. Darwood schien den Auftrag gehabt zu haben, sich um die Basken zu kümmern.«

»Das ist gefährlich.«

»Da sagen Sie etwas, Suko. Diese Leute sind verbohrt. Ich will mir hier kein Urteil über ihre politischen Ziele erlauben, aber ich habe Angst davor, daß John Sinclair zwischen die Mühlsteine des Kampfes geraten und zerdrückt worden ist.«

Er hatte es hart ausgedrückt, und Suko nahm es auch so hin. Der

Inspektor kniff die Lippen zusammen. Er nickte und schluckte. »Das wäre natürlich fatal, Sir.«

»Sehr richtig, Suko. Deshalb möchte ich, daß Sie sich um die Sache kümmern.«

»Ich soll nach Spanien fliegen?«

»Und John heraushauen.« Der Superintendent schaute auf den Schädel.

»Ich möchte nämlich nicht, daß John Sinclairs Kopf irgendwann hier auf meinem Schreibtisch liegt.«

»Da sprechen Sie mir aus der Seele, Sir. Welche Vollmachten können Sie mir geben?«

»Überhaupt keine. Sie sind auf sich allein gestellt. Wir haben in Spanien keinerlei Befugnisse. Deshalb sage ich Ihnen, daß Sie sich davor hüten müssen, sich erwischen zu lassen.«

»Wie haben Sie sich die Reise vorgestellt? Ich kann offiziell nicht einreisen.«

»Nein, Suko. Sie werden an Land gesetzt. Wir haben da unsere Kanäle und Beziehungen.«

Der Chinese lächelte. »Sie oder der Geheimdienst?«

»Letzterer.«

»Dann arbeitet Snyder mit?«

»Diesmal nicht. Ich habe ihn aus dem Spiel gelassen. Er hätte meine Aktion bestimmt nicht verstanden. Sie werden sich an die Marine wenden, Suko, an einem bestimmten Punkt der Küste abgesetzt und schlagen sich von dort aus nach Campa durch.«

»Wie weit ist es?«

Sir James beugte sich zur Seite. Unter seinem Schreibtisch und von einem Besucher nicht zu entdecken, befanden sich einige Knöpfe.

Einen davon betätigte Sir James. Er berührte ihn nur leicht mit dem Finger, und schon geschah die Reaktion.

Ein Teil der getäfelten Wand fuhr lautlos zur Seite. Sie rollte auf Schienen und gab den Blick auf eine Karte frei. Diese Karte zeigte einen Ausschnitt der Nordwestküste Spaniens. Suko hatte gute Augen, er brauchte nicht aufzustehen, um die Städtenamen lesen zu können. Ein Name war dicker geschrieben und sogar unterstrichen.

La Coruna!

Suko verstand sofort. »Hat dieser Ort etwas zu bedeuten?« erkundigte er sich.

»Ja«, sagte Sir James. »Es ist die Stadt, die Campa am nächsten liegt. Aber sie soll uns nicht interessieren.«

»Und der Ort selbst?«

»Liegt mehr zur Küste hin. Schauen Sie genau hin, Suko, dann werden Sie ihn sehen.«

Das tat der Chinese. Und er erkannte, daß Campa nicht nur nahe der

Küste lag, sondern auch von Bergen eingeschlossen war. Ein richtiges Gebirgsdorf, unzugänglich, wahrscheinlich von der Zivilisation ein gutes Stück entfernt.

»Was sagen Sie dazu?« fragte Sir James.

Suko runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, Sir, aber ich kann mir gut vorstellen, daß es in Campa kein Telefon gibt.«

»Das ist ein Irrtum. Dort existiert eine Verbindung.«

Suko schluckte die Enttäuschung. »Dann wundert es mich allerdings, daß John sich nicht gemeldet hat.«

»Er konnte es nicht.«

»Sie klingen sicher, Sir.«

»Das bin ich auch, denn wir hatten abgemacht, daß sich John Sinclair meldet. Wie Sie wissen, ist John ein Mann, der sich daran hält. Deshalb bin ich so beunruhigt. Nicht einmal wegen des Schädels, mir machen die politischen Verhältnisse dort die größeren Sorgen.«

»Das kann ich verstehen, Sir.«

»Also werden Sie sich dort umsehen. Bevor Sie reisen, weise ich Sie in Einzelheiten ein.«

In den nächsten Minuten erfuhr Suko das, was für ihn überaus wichtig war.

Er machte sich Notizen, nickte ein paarmal, und schüttelte dann den Kopf.

»Was haben Sie?«

Suko fixierte den auf dem Schreibtisch stehenden Schädel. »Kann man ihn als normal bezeichnen, Sir?«

»Wie meinen Sie das?«

»Haben Sie den Schädel untersucht?«

Sir James legte seine Hand auf die blanke Platte. »Das haben wir natürlich«, erwiderte er. »Sehr genau sogar…«

»Aber nicht auf seine magischen Fähigkeiten hin?«

»Nein, leider nicht.«

Suko schluckte. »Vielleicht sollte man das noch ändern. Unter Umständen kann uns der Totenschädel eine Spur mitteilen.«

Der Superintendent nickte. »Und wie wollen Sie das anstellen?«

»Ich will wissen, ob er mit Schwarzer Magie in Berührung gekommen ist, und da gibt es eine Möglichkeit.« Suko stand auf. Mit einem Griff hatte er die Dämonenpeitsche gezogen, schlug einmal einen Kreis über den Boden und ließ die drei Riemen aus der Öffnung fahren.

Die Peitsche war eine gefährliche Waffe. Die Riemen bestanden aus der Haut des Dämons Nyrana. Und in ihnen steckte eine Kraft, die unwahrscheinlich war. Durch ihre Hilfe war es dem Chinesen schon sehr oft gelungen, andere Schwarzblütler zu vernichten.

Wenn dieser Schädel magisch aufgeladen war, mußte er einfach reagieren.

»Zerstören Sie ihn nicht«, warnte Sir James.

Suko hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen nicht versprechen, Sir. Ich werde mein Bestes tun.« Suko näherte sich dem Schreibtisch und damit dem Schädel mit vorsichtigen Schritten. Vor dem Schreibtisch blieb er stehen, streckte einen Arm aus und legte, wie vorhin Sir James, die Hand auf die blanke Schädelplatte.

Er fühlte nach, bewegte seine Finger, aber er merkte keine Reaktion.

Der Schädel schien normal zu sein.

Schien…

»Und?«

Auf Sir James Frage hob Suko die Schulter und auch die Hand mit der Dämonenpeitsche.

»Wollen Sie schlagen?«

Das hatte Suko nicht vor. Für ihn war es ein Test. Er faßte einen Peitschenriemen an, hob ihn höher und legte ihn quer über den Schädel, um Reaktionen zu testen.

Es war nicht so abwegig, was er da tat, denn Suko hatte schon erlebt, daß Schädel schreien konnten. Dieser Fall lag nicht einmal weit zurück und hatte schließlich zur Spur des Schwarzen Tods geführt. [1]

Deshalb dieser Versuch.

Tief atmete Suko ein. Er wartete auf eine Reaktion und merkte plötzlich, daß sich etwas tat.

Der Schädel bewegte sich.

Zuerst war es nur ein Zittern, dann hatte Suko das Gefühl, als würde die Kopfplatte Risse bekommen, und er zog den Riemen hastig zurück.

Genau dort, wo er zuvor auf dem blanken Kopf gelegen hatte, war ein Abdruck zu sehen. Dunkelbraun schimmerte er, und Sir James, den es nicht auf seinem Platz gehalten hatte, starrte ebenfalls verblüfft auf den Totenkopf. »Also doch!« flüsterte er.

»Ja, Sir.«

»Machen Sie weiter!«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich will ihn nicht zerstören, aber diese Reaktion zeigte mir, daß der Schädel mit Schwarzer Magie in Berührung gekommen ist.«

»Damit auch Henry Darwood.«

»Wir müssen davon ausgehen.«

Sir James preßte die Lippen hart zusammen. Die Augenbrauen bewegten sich aufeinander zu, ein Zeichen dafür, wie scharf er nachdachte. Schließlich gab er seinen Kommentar. »Wenn das stimmt, was wir hier vermuten, ist John genau richtig.«

»So wird es sein, Sir.«

Suko kümmerte sich nicht weiter um seinen Chef, ihn interessierte der Totenkopf. Er drehte ihn so herum, daß er in das »Gesicht« schauen konnte.

Dort tat sich nichts. Die Augenlöcher blieben leer. Zwei Höhlen in einem gelblichen Gebilde, und Suko überlegte, was er noch alles anstellen konnte, um den Schädel sprechen lassen zu können. Falls er voll Schwarzer Magie steckte, mußte es eine Möglichkeit geben.

»Wenn ich zuschlage, zerstöre ich ihn womöglich noch«, murmelte er.

»Nein, lassen Sie das.«

Der Stab brachte nicht viel. Nicht in diesem Fall. Die Beretta ebenfalls nicht, und die Peitsche war einfach zu stark. Aber Suko wollte einen Hinweis.

Sir James schwitzte. Mit einem Tuch wischte er sich über die Stirn.

»Daß ich an eine magische Untersuchung auch nicht gedacht habe!« warf er sich selbst vor. »Aber dieser verfluchte Colonel war seiner Sache so sicher, daß er mich damit einlullte.«

»Sie meinen, daß er alles auf die Basken zurückführte?«

»Ja.«

»Weshalb ist er dann gekommen?«

»Das frage ich mich mittlerweile auch.«

»Ich werde es noch einmal versuchen«, sagte Suko. Er nahm jetzt zwei Riemen zwischen die Finger. Damit verdoppelte er die Stärke seiner Attacke.

Vorsichtig näherte er die beiden Riemen dem Ziel. Immer dichter brachte er sie an den Schädel heran, bis zu dem Punkt, als er und Sir James einen Schrei vernahmen.

Beide zuckten zurück.

Nicht der Schädel hatte geschrien; sondern ein anderer. Er stand an der Tür.

Es war Henry Darwood!

Ihm allein hatte der Kopf gehört. Seinetwegen war John Sinclair unter anderem nach Spanien geflogen, um den Torso zu suchen.

Und jetzt stand er im Büro, direkt vor der Tür.

Beide Männer waren überrascht. Ihre Augen glichen kleinen Tellern, so weit hatten sie sie aufgerissen.

Sir James und Suko wechselten ihre Blicke zwischen dem Schädel und der Tür. Sie suchten verzweifelt nach einer Erklärung, doch die würden sie wohl kaum bekommen. Nicht von dem Schädel.

Vielleicht von Darwoods Geist!

Es war kein normaler Körper, der sich da an der Tür aufhielt, sondern ein feinstoffliches Wesen, das allerdings sämtliche Anzeichen eines Menschen aufwies. Es besaß eine Gestalt, hatte ein Gesicht, Augen, Nase, Mund und Ohren.

Nur eben durchscheinend.

Ein Toter, der sich aus dem Geisterreich zurückmeldete…

Suko ging auf ihn zu. Schlagbereit hielt er die Dämonenpeitsche fest.

Er wollte und würde nicht aufgeben, denn nicht der Schädel hatte gesprochen, sondern der Geist.

Sukos Schritte waren kaum zu hören, und er hoffte stark, daß ihm der Geist den Gefallen tat und nicht verschwand.

Einen Schritt davor blieb der Inspektor stehen. Er tat nichts, griff nicht an und stellte nur eine Frage.

»Wer bist du?«

»Darwood!«

Diesmal klang die Antwort nicht so laut, sondern wie ein Hauch.

»Und was willst du hier?«

»Du darfst mich nicht töten.«

»Bist du nicht schon tot?« fragte Suko.

»Ja und nein. Ich schwebe in einem anderen Reich. Man hat mich getötet, aber zum Weiterleben verflucht.«

»Wer tat es?«

»Okastra, er ist der Herr über Leben und Tod. Er lebt dort, er hat sein Reich aufgebaut. Die weißen Spinnen, ich… ich …« Plötzlich versiegte seine Stimme, und bevor Suko noch reagieren konnte, war der Geist wieder verschwunden.

Suko schaute auf eine leere Wand.

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr.« Die Stimme des Superintendenten klang ebenso leise wie vorhin die des Geistes.

»Ich auch nicht«, gab Suko zu. Er drehte sich wieder um.

Die Blicke der beiden Männer trafen sich. Die des Superintendenten waren verständnislos und scheu, Sukos mehr nachdenklich, und er rieb sich das Kinn. Tief atmete er ein.

Der Schädel stand noch immer auf dem Schreibtisch. Er reagierte überhaupt nicht, bis Suko nach ihm greifen wollte.

Zunächst vernahmen beide Männer das Knacken. Er war schon als Warnung zu verstehen, aber sie konnten nichts mehr ändern. Der Schädel zerstörte sich selbst vor ihren Augen.

Er fiel auseinander und wurde zu Staub.

Als solcher blieb er auch auf dem Schreibtisch liegen.

Sir James und Suko schauten sich an. Keiner wußte so recht, was er sagen sollte, bis Suko meinte: »Ich schätze, Sir, da hat jemand nachgeholfen.«

»Und wer?«

»Weiß ich nicht. Aber hinter diesem Schädel muß eine gewaltige Kraft stehen, die es nicht ertragen kann, daß man sich gegen sie stellt und sie bekämpft.«

»Sie werden herausfinden, um welche Kraft es sich handelt.«

»Ja.« Suko nickte gedankenverloren. »Was hat diese Stimme noch gesagt? Weiße Spinnen?«

»Stimmt. Jetzt, wo Sie es sagen, Suko, fällt es mir auch wieder ein. Er

sprach über weiße Spinnen.«

»Sehen Sie da eine Verbindung, Sir?«

»Nein, Suko, noch nicht.« Sir James streckte seinen Arm aus.

»Aber Sie werden die Verbindung herausfinden. Jetzt ist Ihre Reise noch wichtiger geworden.«

Das sah Suko ein. »Wann soll ich fahren?« fragte er.

»Es ist alles bereit. Ich habe mich mit den zuständigen Stellen in Verbindung gesetzt. Sie werden ein Flugzeug besteigen, das Sie auf hoher See absetzt. Dort haben Sie nichts anderes zu tun, als in ein UBoot zu…«

»Wirklich?« unterbrach Suko seinen Chef.

»Ja.«

»Dann bin ich nicht besser als Spione, die heimlich in der Nacht an Land gesetzt werden.«

Sir James hob die Schultern. »Sehen Sie eine bessere Chance, Suko?«

»Nein, Sir!«

»Dann fahren Sie…«

***

Ich spürte die Hand auf meiner Schulter und merkte den harten Klammergriff der Finger Als ich mich drehte und dabei die Lampe schwenkte, schaute ich in das Gesicht des Basken Sarrazan.

Es war verzerrt. Gleichzeitig spiegelte sich in den Zügen die Überraschung wider, die auch ich bei dem unheimlichen Anblick empfunden hatte.

Ich drehte die Lampe wieder, leuchtete nach vorn und sah im hellen Licht einen ebenso hellen Körper.

Es war der einer Spinne!

Aber keiner bekannten Spinne, sondern einer vielfach größeren.

Ein regelrechtes Ungeheuer war es, ein Monstrum, das, wenn es stand, sicherlich die Größe eines Menschen annehmen konnte.

Es hockte da und lauerte.

Es war nicht sicher, ob die Spinne uns gesehen hatte, aber wir mußten davon ausgehen. Zumindest mußte sie uns gespürt haben, als wir durch den Grabschacht nach unten gefallen waren und auf diesem Weg mehrmals aufgehalten wurden.

Und zwar von Fäden!

Bisher hatte keiner von uns gewußt, was diese Fäden zu bedeuten hatten. Nun war es uns klar geworden. Eine abnorme Riesenspinne hatte ihr Netz gelegt und unseren Fall damit gebremst. Sicherlich nicht aus Menschenfreude, und ich überlegte weiter, wobei ich zu dem Entschluß kam, daß die Spinne unter Umständen nicht allein in diesem Höhlenlabyrinth unter dem Berg lauerte und sich bestimmt noch andere in der Nähe befanden.

Mit Spinnen hatte ich meine Erfahrungen gesammelt. Ich brauchte nur an den gewaltigen Dämon Kalifato zu denken, der zu den Großen Alten gehörte. Auch er war in seiner Urgestalt als Spinne aufgetreten.

In einer beneidenswerten Lage befanden wir uns nicht. Dabei gab ich nicht allein dem Auftauchen der Spinne die Schuld, sondern auch der Gesamtsituation.

Für mich war es ein etwas komplizierter Fall, denn ich jagte nicht allein Geister oder Dämonen, sondern war in den Kampf mit einer extremen Gruppe verwickelt. Zwei ihrer baskischen Vertreter hatten mich für einen Agenten des englischen Geheimdienstes gehalten, wie es auch Henry Darwood gewesen war. Man hatte mich töten wollen, das war nicht gelungen, statt dessen waren wir alle drei in die Falle gegangen, und die Basken hatten erkennen müssen, daß wir aufeinander angewiesen waren, so leid es ihnen sicherlich tat.

Sie hießen Paco und Sarrazan.

Paco war der Heißsporn von ihnen. Er hätte mich gern mit seinem Dolch gekitzelt, zum Glück hielt die Gesamtlage ihn davon ab.

Aber nicht nur um mich ging es. Ich hatte von einem Dämon gehört, der bisher bei den Bewohnern des Dorfes Campa nur in den Sagen und Legenden existierte.

Sein Name war Okastra!

Dieser Dämon, ein schrecklicher Sarazenen-Herrscher hatte vor Hunderten von Jahren das Dorf und dessen Einwohner terrorisiert, viele Menschen getötet, auch wenn diese sich in den Berg geflüchtet hatten, in dem wir jetzt steckten.

Gänge, Verliese, Kasematten, Stollen und Schächte bildeten zusammen ein Labyrinth, das Fremde wie wir kaum durchschauten.

So blieb uns nichts anderes übrig, als durch die Höhlen zu irren und nach einem zweiten Ausgang zu suchen, denn den mußte es meiner Ansicht nach geben, da die Luft in diesem Berg relativ frisch war.

Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt. In diesem Fall war es die weiße Spinne, wobei ich inzwischen davon ausging, daß sie nicht allein in dieser unheimlichen Tiefe lauerte und ihre gefährlichen Netze spann.

Sarrazan ließ mich los. Vielleicht hatte er von mir eine Erklärung erwartet, ich gab sie ihm nicht, auch wenn ich es gekonnt hätte. Dafür schaltete ich die Lampe aus, schließlich mußte ich mit der Batterie sparsam umgehen.

Darüber regte sich Paco, der zweite Baske, auf. »He, verdammter Engländer, schalte die Lampe wieder…«

»Nein!«

»Willst du mein Messer…«

»Halt dich zurück, Paco!« fuhr Sarrazan seinen Kumpan an. »Reiß dich endlich zusammen. Wir stecken gemeinsam in dieser

verfluchten…«

»Und wem haben wir das zu verdanken?« Am Klang seiner Stimme hörte ich, daß er nähergekommen war. »Nur diesem Engländer.«

Paco dachte nicht mehr klar. In seinem Gehirn schien einiges durcheinandergeraten zu sein. Ich kümmerte mich nicht um ihn.

Das besorgte Sarrazan.

Etwas klatschte, und Paco stöhnte. Noch ein Treffer folgte, dann die Stimme des zweiten Basken.

»Hast du jetzt genug?«

Paco gab einen ächzenden Laut ab. »Verdammt, Sarrazan, das vergesse ich dir nicht. Du hast deinen Freund geschlagen. Du hast…«

»War alles nur zu deiner Sicherheit. Du wärest sonst durchgedreht, und das wollte ich nicht. Auf uns kommt noch genügend Ärger zu, das kann ich dir sagen.«

»Wegen der Spinne?«

»Auch.«

»Die schieße ich ab.«

Sarrazan lachte. »Das kannst du ja mal versuchen.«

»Werde ich dir beweisen.«

Die beiden sprachen eine Mischung aus Spanisch und Englisch, so daß ich sie verstehen konnte. Es war gefährlich, was Paco da vorhatte. Nicht nur für ihn, auch für uns.

Deshalb mischte ich mich ein. »Laß es sein!« zischte ich ihm aus der Dunkelheit zu. »Die Spinne wird dich töten.«

»Von einem Engländer lasse ich mir noch lange nichts sagen!« schrie er plötzlich los. »Und wenn ich die Spinne erledigt habe, bist du an der Reihe.«

»Falls es bei einer Spinne bleibt«, erwiderte ich trocken. Seine Haßtiraden ignorierte ich mittlerweile.

»Wieso?« fragte Sarrazan.

Ich lachte hart auf. »Glaubst du denn im Ernst, daß sich in diesem gewaltigen Höhlenlabyrinth nur eine Spinne befindet? Nein, das müssen mehrere sein. Hier hat Okastra ein Reich aufgebaut, über das wir nur staunen können.«

»Aber…«

»Ach, halt die Klappe. Ich gehe jetzt.« Paco war von seinem Plan nicht mehr abzubringen.

Mich streifte ein Windzug, von Paco verursacht, weil er sich rasch umdrehte.

»Und ich werde gehen, ihr könnt mich davon nicht abhalten, das verspreche ich euch.« Sein warmer Atem streifte mein Gesicht, so daß ich unwillkürlich einen Schritt zurückging. »He, Engländer, du gibst mir jetzt die Lampe, dann…«

»Du bekommst sie nicht!«

»Paco, sei vernünftig!« meldete sich Sarrazan.

»Ich will nur die Lampe. Schließlich rette ich euer beschissenes Leben, und da brauche ich Licht.«

»Nein!« erwiderte ich noch einmal.

Gleichzeitig allerdings schaltete ich die Bleistiftleuchte ein. Es war gut, daß ich so reagiert hatte, denn Paco stand bereits auf dem Sprung.

Und er hielt sein Messer so, daß die Klinge in meine Richtung zeigte.

Ein wenig höher zielte ich mit dem fingerdünnen Strahl, so daß der Baske geblendet wurde.

»Leg das Messer weg!« befahl ich.

Pacos Gesicht nahm einen lauernden Ausdruck an. »Erst die Lampe, Engländer.«

»Du bist verrückt, Mensch!«

»Ich nicht, ich will…«

Da zog Sarrazan seinen Revolver. Er stand ein wenig abseits, wurde vom Lichtschein nicht getroffen, so daß auch Paco die Bewegung erst wahrnahm, als es zu spät für ihn war.

Mit einem Schritt näherte er sich seinem Freund. Erst jetzt sah Paco die Mündung. Sie wies direkt auf ihn.

Er hob nicht die Arme, sondern grinste verzerrt. »Willst du deinen eigenen Freund erschießen?«

»Wenn es nicht anders geht, ja.«

Paco spie aus. Der Speichel klatschte dicht vor Sarrazans Füße.

»Du bist kein Held, sondern ein dreckiger Verräter. Ich werde dich zur Verantwortung ziehen, und dir die Zunge aus dem Hals schneiden, wenn ich zurückkomme und die Spinne getötet habe.«

»Falls du zurückkommst«, erwiderte Sarrazan trocken.

»Darauf kannst du dich verlassen!« Paco fluchte noch einmal und drehte sich um, um einen Blick auf die lauernde Spinne zu werfen.

Ich löschte das Licht.

Es war riskant, und meine Hand befand sich nahe an der Beretta.

Beide Männer wußten nicht, daß ich meine Waffe wiedergefunden hatte, und ich würde es ihnen auch nicht sagen, höchstens beweisen, wenn es unbedingt sein mußte.

Es mußte nicht sein. Paco schien Lehren angenommen zu haben, denn er verhielt sich ruhig.

So atmete ich vorläufig auf.

Sarrazan sprach wieder. »Willst du es dir nicht noch einmal überlegen, Paco?«

»Das habe ich schon.«

»Dann bleibst du bei deinem Entschluß?«

»Ja.«

Sarrazan atmete stöhnend ein. »Verdammt, so renn doch in dein

Verderben.«

Ich hielt mich zurück. Es wäre mir sowieso nicht gelungen, Paco vom Gegenteil zu überzeugen. Er hatte sich einmal etwas in den Schädel gesetzt und führte dies auch durch.

Er ging.

Wir blieben zurück.

Unbewußt taten Sarrazan und ich das gleiche, denn wir hielten den Atem an und lauschten nur den sich allmählich entfernenden Schritten.

»Paco muß den Verstand verloren haben«, zischte mir Sarrazan aus der Dunkelheit zu. »Der kann doch nicht normal sein.«

Ich erwiderte nichts. Paco hatte die Worte gehört. Noch einmal meldete er sich aus der Finsternis. »Ich werde es euch zeigen, wer von uns wahnsinnig ist. Ihr seid für mich Feiglinge, miese Feiglinge…«

»Paco…« Sarrazan versuchte es noch einmal. Er hatte mit seinem Ruf keinen Erfolg.

Dafür knipste Paco sein Feuerzeug an. Der Weg in dieser absoluten Finsternis war ihm nicht geheuer. Zudem wußte er von den Höhlen, Spalten und Trichtern, die sich in diesem Berg befanden. In der Dunkelheit war ein Ausrutschen leicht möglich, und Paco tat gut daran, sehr vorsichtig zu sein.

Ihn sahen wir nicht, dafür den schwachen Schein des Feuerzeugs, den Paco zudem noch mit einer Hand abschirmte. Durch seine Bewegungen blieb die Flamme nicht ruhig. Sie tanzte auf und nieder, flackerte und erzeugte ein Spiel aus Licht und Schatten, das irgendwann von der Finsternis aufgesaugt wurde.

Allmählich verschwand Paco aus unserem Sichtfeld. Zudem erlosch die kleine Flamme.

Neben mir hörte ich Sarrazan flüstern, verstand die Worte nicht, weil er sie in seiner Heimatsprache gesprochen hatte.

»Was ist los?« wollte ich wissen.

»Er ist ein Idiot!« erwiderte Sarrazan knirschend. »Ein verdammter Idiot. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

Da hatte der Baske sicherlich recht. Aber was sollten wir machen?

Es war unmöglich, Paco wieder zurückzuholen, der tat sowieso, was er wollte und hielt uns für Verräter, Narren und was weiß ich nicht noch für alles.

So ließen wir ihn gehen.

»Du glaubst an mehrere Spinnen?« sprach mich der Baske aus der Dunkelheit an.

»Sicher.«

»Und wieso?«

»Wenn ich das wüßte, wäre mir wohler.«

»Du bist wegen dieser Sache gekommen!« hielt mir Sarrazan vor.

»Eigentlich nicht. Es sind nur die Folgen.«
»Dann bist du doch ein Agent?«
»Nein.«
»Sondern?«
»Polizist.«
Er lachte. »Hatte ich mir fast gedacht. Und du hast mit uns Basken nichts am Hut?«
»So ist es. Mir ging es um den Schädel, der Darwood gehörte und nach London geschickt wurde.«
»Wir haben es nicht getan!«
»Wer dann?«
»Tut mir leid, Engländer, darauf kann ich dir keine Antwort geben. Wirklich nicht.«
Gern hätte ich dieses Rätsel gelöst. Dann wäre ich dem Fall sicherlich ein Stück nähergekommen. So aber war ich nur auf Vermutungen angewiesen, und die konnte ich abhaken.
Nicht nur Paco war verschwunden, auch seine Schritte hörten wir nicht mehr.
Allein standen wir in der Finsternis.
Ich hatte einen Weg eingeschlagen, von dem ich nicht wußte, wo er enden würde.
Vielleicht im Netz der Spinne, und als ich daran dachte, rann eine Gänsehaut über meinen Rücken.
»Verdammt, ich höre nichts von ihm!« vernahm ich das Flüstern des Basken.
Eine Antwort konnte ich nicht mehr geben, denn Bruchteile von Sekunden nach Sarrazans Bemerkung horten wir etwas.
Einen Schrei!
Grauenhaft schwang er durch die Finsternis und jagte uns eine Gänsehaut über den Rücken. Das konnte nur einer gewesen sein.
Paco!
Sekundenlang blieben wir in der Finsternis stehen, ohne uns von der Stelle zu rühren. Wir wußten, daß wir etwas unternehmen mußten, aber niemand reagierte.
»Schalt doch die Lampe…«
Sarrazan hatte noch nicht ausgesprochen, als der fingerdünne Strahl bereits durch die Finsternis glitt. Ich war einige Schritte vorgegangen, bewegte die Hand ein wenig, und so geriet auch die weiße Spinne in mein Sichtfeld.
Sie hatte sich noch immer nicht bewegt. Jedenfalls nicht so weit von der ursprünglichen Stelle entfernt, als daß es mir aufgefallen wäre. Sie hockte da und glich einem Denkmal.
Und doch mußte etwas passiert sein. Ich dachte an eine zweite Spinne, die sich vielleicht in unserer Nähe aufhielt, leuchtete deshalb

nach links, wo sich der Strahl leider in der Dunkelheit verlor, ohne ein Ziel zu treffen.

Ich schwenkte den Arm nach rechts.

Da sahen wir ein Ziel. Der kleine Kegel glitt über eine Felswand hinweg, doch Paco entdeckten wir nicht. Er mußte seinen Weg weitergegangen sein und sich irgendwo vor uns befinden.

Deshalb schlugen auch wir die Richtung ein.

Sarrazan hielt sich eng an meiner Seite. Diesmal ließ ich die Lampe brennen, allerdings wanderte der Strahl über den Boden, denn ich wollte sehen, wohin ich trat.

Beide zuckten wir zur gleichen Zeit zurück, denn wir hatten das Schreckliche gesehen.

Der Weg war plötzlich beendet!

Unser Lichtstrahl fand kein Ziel mehr, er fiel etwa einen Meter vor uns ab und verschwand in der Tiefe.

Jetzt wußte ich Bescheid. Paco hatte sich nur auf die dürftige Flamme des Feuerzeugs verlassen, und sie war einfach zu wenig gewesen. Sie hatte ihm den Rand des Abgrunds nicht mehr zeigen können. Der letzte Schritt war zuviel gewesen.

Wir wurden noch vorsichtiger. Mit den Fußspitzen grenzte ich den Rand des Abgrunds ab, so dicht davor blieb ich stehen und schaute in die Tiefe. Ich hatte erwartet, in einen Schlund zu schauen, das war nicht der Fall. Zwar ging es in die Tiefe, doch der Körper, der hinunterfiel, wurde von einem weißlich schimmernden Spinnennetz aufgefangen.

Wie viele Meter es waren, interessierte mich nicht, ich sah nur den Mann, der seltsam verrenkt innerhalb des Netzes lag und sich nicht rührte.

Paco hatte die Spinne töten wollen. Nun steckte er in ihrer Falle!

Ich vernahm den Fluch, den Sarrazan ausstieß, und hielt den Mund.

Der Baske stand neben mir. Die Hände hatte er geballt. Er schüttelte den Kopf, weil er es nicht fassen konnte, und sein Blick war starr in die Tiefe gerichtet.

»Er hätte es wissen sollen, dieser Kerl!« flüsterte er. »Verdammt, er hätte es wissen müssen!«

Was sollte ich ihm da sagen? Natürlich recht geben, aber Paco war nicht zu belehren gewesen.

Jetzt mußte er die Folgen tragen!

»Ist er tot?« fragte Sarrazan.

»Mal sehen«, erwiderte ich und bewegte meine kleine Lampe, so daß Paco geblendet werden mußte.

Zwinkerte er mit den Augen?

Es war wohl anzunehmen, denn hundertprozentig sicher konnte ich nicht sein.

Sarrazan rief den Namen seines Freundes. »He, Paco!« verstand ich nur, die anderen Worte nicht mehr. Der zweite Baske sprach schnell, und seine Stimme überschlug sich fast.

Da bewegte sich Paco. Er versuchte sich aufzurichten, seine Arme und die Beine zuckten, nur erreichte er keinen Erfolg. Die Fäden des Netzes hielten ihn zu fest.

»Der ist verloren!« keuchte Sarrazan. »Paco kommt nicht weg.«

Das sah ich leider auch so.

Jetzt endlich schien Paco uns bemerkt zu haben, denn er meldete sich mit heiserer Stimme. »Holt mich hier raus, verdammt! Laßt mich nicht verrecken, ihr habt die Schuld. Ihr…«

So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht. Das hatte ja kommen müssen. Ein Typ wie Paco suchte die Schuld für eine Misere nie bei sich selbst, immer nur bei anderen.

Aber was konnten wir tun? Gar nichts.

Das dachte nicht nur ich, auch Sarrazan war der Meinung, als er mir zuflüsterte: »Wir kommen nicht hin. Der ist selbst schuld. Wir können nicht über das Netz gehen.«

»Ich weiß«, erwiderte ich ruhig.

»Ihr Narren!« brüllte Paco los. »Worüber unterhaltet ihr euch? Über mich? Freut es euch, daß ich hier festliege, daß ich gefangen bin und ihr zuschaut?«

»Nein, Paco, das freut uns nicht.« Sarrazan hatte seine Hände als Trichter gegen den Mund gelegt, als er die Worte schrie. »Aber wie sollen wir zu dir kommen?«

»Versucht es!«

»Es geht nicht!«

Paco litt Qualen. Nicht nur seiner Stimme war dies anzumerken, wir sahen es auch, als er sich bewegte und in die Höhe stemmen wollte. Das gelang ihm nicht, denn die widerlichen, klebrigen Spinnfäden hielten ihn fest wie mit Leim beschmierte Seile. Da kam er einfach nicht weg, und zerreißen konnte er die Fäden nicht. Auch wenn er es geschafft hätte, wäre er wahrscheinlich verloren gewesen, denn unter dem Netz breitete sich eine fast endlose Tiefe aus, die erst recht nicht vom Licht meiner kleinen Leuchte erhellt wurde.

»Wir müssen ihn da lassen«, sagte Sarrazan. Wahrscheinlich wollte er von mir eine Zustimmung erhalten, doch soweit war ich noch nicht. Es war nicht meine Art, einfach die Flinte ins Korn zu werfen. Wenn es eben möglich war, suchte ich nach einem Ausweg.

Deshalb bewegte ich auch den Arm mit der Lampe und leuchtete an der vor meinen Fußspitzen beginnenden Schachtwand entlang in die Tiefe. Ich wollte sehen, ob die Wand tatsächlich so glatt wie Marmor war und konnte beruhigt aufatmen, sie war es nämlich nicht.

Ich erkannte Risse, Spalten, sogar kleinere Vorsprünge. Ein geübter

Kletterer, womöglich ein Artist, konnte es unter Umständen schaffen, bis an das Netz zu gelangen.

Aber was kam dann?

Ich wußte es nicht, denn ob Sarrazan oder ich, wir würden beide bei einem Versuch der Rettung gefangen werden.

Ich dachte wieder an die Riesenspinne. Sie war nicht normal, sondern ein dämonisch beeinflußtes Wesen, wobei ich mich fragte, ob sie auch resistent gegen die Waffen der Weißen Magie war.

Zum Beispiel gegen Silberkugeln!

Leider besaß sie einen Panzer, zudem befand sie sich zu weit entfernt, so daß eine Kugel zwar treffen, aber kaum etwas anrichten konnte, es sei denn, die magische Kraft des Geschosses schaffte es.

Das würde sich feststellen lassen.

Wieder ein Schrei!

Abermals hatte Paco ihn ausgestoßen. Als ich nach vorn schaute und auch in seine Richtung leuchtete, erkannte ich den Grund.

Das Netz bewegte sich jetzt stärker. Es schwankte sogar. Aber nicht, weil Paco versuchte zu entkommen, nein, das hatte einen ganz anderen Grund. Die Spinne bewegte sich.

Ich leuchtete dorthin, und sah sie jetzt besser, denn sie hatte bereits ein kurzes Stück zurückgelegt.

Meine Augen wurden groß. Mit ihren acht Beinen hielt sie sich wie ein Tänzer auf dem Seil fest und balancierte in die Richtung des gefangenen Paco.

Ich schluckte. Es war ungeheuer.

Nicht allein für uns, was mußte Paco erst durchmachen!

In diesen Augenblicken verzieh ich ihm manches. Jetzt ging es wirklich um sein nacktes Leben.

Neben mir schwitzte Sarrazan Blut und Wasser. Er hatte sich so weit vorgebeugt, daß ich schon Angst bekommen konnte, er würde das Gleichgewicht verlieren und ebenfalls in das Netz fallen.

»Nimm dein Messer, Paco! Zerschneide das verdammte Ding!«

Gequält und kaum zu verstehen, vernahmen wir die Antwort des Mannes.

»Ich schaffe es nicht. Ich kann nicht. Mein Arm…«

»Was ist damit?«

»Er hängt fest!«

Sarrazan trat einen Schritt zurück. Dabei drang ein Fluch über seine Lippen.

Ich hatte mir so etwas Ähnliches gedacht. Wer einmal in diesem Netz hing und sich noch in einer solchen Lage wie Paco befand, würde es schwer haben, auch nur einen Finger zu bewegen. Mit seinem vollen Gewicht war er hineingefallen, nun mußte er das alles ausbaden.

Und die Spinne kam näher. Einmal auf ihrem Netz, ließ sie sich

durch nichts und niemand aufhalten. Sie sah das Opfer und reagierte wie eine normale Spinne in der freien Natur, nur hing in diesem Netz keine Fliege, sondern ein Mensch.

Seltsam war nur, daß die übergroße weiße Spinne nicht den direkten Weg nahm, sondern einen kleinen Halbkreis schlug, als wollte sie den festklebenden Mann ärgern.

Ich mußte ihm helfen.

Es war mir egal, ob Sarrazan zuschaute oder nicht, jetzt zog ich meine Beretta.

Für einen Moment erkannte ich trotz des schwachen Lichts seinen erstaunten Gesichtsausdruck, er hielt sich aber mit einem Kommentar zurück und wartete ab.

Die Spinne hatte eine ziemliche Strecke zurückgelegt, wenn auch nicht auf dem direkten Weg. Aber ich konnte sie im Lichtschein meiner Lampe halten.

»Willst du schießen?« fragte Sarrazan.

Ich nickte nur, korrigierte die Richtung der Mündung ein wenig, zielte über Kimme und Korn.

Leider blieb die Spinne nicht ruhig sitzen, sonst hätte ich in die Nähe des Auges schießen können. Aus diesem Grunde blieb mir nichts anderes übrig, als mir ihren Körper vorzunehmen.

Ich drückte ab.

Beide schauten wir in das blasse Mündungsfeuer, und ich traf auch mein Ziel.

Die Spinne zuckte, als die Kugel gegen ihren Panzer stieß. Für einen Moment wurde ihr Drang nach vorn zu ihrem Opfer hin gestoppt, sie zog sich sogar zurück, und für einen Augenblick atmete ich auf, während Sarrazan sich die Hände rieb.

»Geschafft! Wir haben es geschafft…«

Er frohlockte zu früh, denn die Spinne dachte nicht daran, sich durch die Kugel aus dem Konzept bringen zu lassen, und da nutzte auch kein geweihtes Silber.

Sie wollte den Mann!

Paco hatte während des Schusses geschwiegen, ebenfalls in den Sekunden danach. Jetzt begann er wieder zu schreien, denn er bekam mit, wie die Spinne sich abermals in Bewegung setzte und ihn als Ziel ausgesucht hatte.

Sie tänzelte und glitt näher.

»So tut doch etwas!« brüllte Paco. »Ihr könnt mich hier nicht verrecken lassen!«

Sarrazan schaute mich an, als wäre ich hier der große Supermann, der für alles eine Lösung bereithielt.

Aber die hatte ich auch nicht.

Mein Blick fiel nach unten. Ich schaute wieder an der Wand in die

Tiefe und sah abermals die Einkerbungen und Einbuchtungen sowie die Vorsprünge in der Wand.

Sollte ich es wagen?

Sarrazan hatte meinen Blick bemerkt. »Du… du willst runter?« fragte er stotternd.

»Ja.«

»Und dann?«

Ich hatte bereits meine Lampe zwischen die Zähne gesteckt und konnte ihm kaum eine Antwort geben. Nur eines wußte ich. Diesmal mußte ich schneller sein als die Spinne…

***

Suko hatte es geschafft!

Die Reise hatte er mit einer Himmelfahrt vergleichen können, denn über dem Atlantik war die Maschine in ein Schlechtwettergebiet geraten. Es hatte nicht nur geregnet, auch gehagelt und geschneit, und der Pilot wollte schon umkehren, als er von einer Bodenstation einen Funkspruch auffing, der besagte, daß sich das Wetter im Bereich der spanischen Nordostküste besserte.

So war es dann auch.

Und das U-Boot wartete.

Noch im Schutz der Dunkelheit wasserte das Flugzeug auf dem Atlantik, und Suko konnte umsteigen. Die letzten Meilen ging es unter Wasser weiter.

Der Kapitän, ein alter Haudegen, grinste Suko an. »So etwas lasse ich mir gefallen. Das war wie in alten Zeiten.«

»Wie meinen Sie das?«

»Na ja, so lange sind die Zeiten noch nicht vorbei. Ich denke an Falkland.«

Suko zog ein langes Gesicht. »Können die Engländer darauf stolz sein?« fragte er zurück.

Da war der Kapitän eingeschnappt, und Suko bekam nicht einmal mehr einen Schluck zum Aufwärmen.

Er hockte in einer engen Kabine, in der es nach Öl roch. Auf einem Hocker hatte er sich niedergelassen und seine Parkajacke ausgezogen, weil es ihm zu warm wurde.

Irgendwann klopfte es an die kleine Tür, und ein Offizier streckte Suko den Kopf entgegen.

»Es ist soweit. Sie können.«

»Okay.« Suko stand auf. Er bemerkte, daß das Boot allmählich an Höhe gewann.

Nahe dem Seerohr blieb er stehen. Der Kapitän selbst peilte durch die Optik und gab auch die Kommandos. Im Boot herrschte absolute Ruhe.

Selbst das Geräusch der Maschinen und Aggregate schien sich reduziert zu haben.

Ohne Schwierigkeiten lief der Vorgang des Auftauchens über die Bühne. Die Luft war rein. Weitere Schiffe oder Flugzeuge befanden sich nicht in der Nähe.

Es war nur ziemlich windig. Das merkte Suko, als er auf der Brücke stand und seine Haare in die Höhe gewirbelt wurden.

Er schaute sofort nach Osten.

Das Ufer sah er als einen dunklen Streifen in der Ferne liegen. Hätte er paddeln müssen, wäre es ziemlich anstrengend gegangen, doch sein dunkelgrünes Schlauchboot besaß einen Hilfsmotor. Der Wulst war fingerdick, und man hatte das Boot zusätzlich mit einer Notausrüstung versehen, zu der auch eine Leuchtpistole nebst Munition gehörte.

Es war abgemacht, das U-Boot in den nahen Küstengewässern unter Wasser kreisen zu lassen.

Nur zu bestimmten Uhrzeiten sollte es auftauchen. War Not am Mann, mußte Suko eine Leuchtpistole abschießen.

Sie verglichen noch einmal die Uhren, danach wurde der Inspektor mit einem Schulterklopfen entlassen. Der Kapitän verabschiedete sich nicht von ihm.

Suko enterte das Boot. Da erfaßte eine Welle das Boot und riß es hoch.

Trotzdem kam der Inspektor gut vom U-Boot weg. Er schaltete den Motor ein. Der kleine Außenborder reagierte bereits auf den ersten Zug der Leine. Suko nahm Kurs auf die Küste, während das U-Boot wieder verschwand und die dabei entstehenden Wellen in ihren Ausläufern Suko noch erreichten.

Wenig später befand er sich allein auf dem Atlantik. Er hatte sich in das Boot geduckt. Sollte ihn jemand beobachten, wollte er auf keinen Fall zu rasch gesehen werden.

Die Wellen schoben das Schlauchboot in Richtung Ufer. Auch der Wind kam aus dem Westen. Suko hätte sogar den Hilfsmotor ausstellen können, er wäre dennoch an sein Ziel gelangt.

Dunkelheit, Meer, der ferne Strand und die Klippen der Küste, sie waren seine Begleiter.

Irgendwo weit über ihm sah er am wolkenlosen Himmel die Positionsleuchten eines Linienjets.

Zeit verging.

Allmählich drückte weit im Osten die Dämmerung den ersten breiten Streifen der Dunkelheit zur Seite, so daß der Himmel dort einen hellgrauen Farbton annahm.

Der Inspektor hatte sich zuvor erkundigt. So wußte er, daß es wegen der zahlreichen Klippen gar nicht mal ungefährlich war, die Küste anzulaufen.

Strudel entstanden zwischen den Felsen. Der Inspektor hörte es schmatzen und gurgeln. Mit dem Paddel oder Ruder wäre er jetzt nicht weitergekommen.

Schmatzendes, schäumendes Wasser erfaßte ihn, trieb ihn voran und schleuderte ihn in einen Kanal hinein, der sich zu einem Kreisel erweiterte, das Schlauchboot um die eigene Achse wirbelte und kurz danach dem Ufer entgegenschoß.

Suko sah bereits die helle Schaumwand der Brandung, und wenig später erkannte er die kleine Bucht.

Da genau mußte Suko hin.

Er war voll konzentriert. Die Kraft der Strömung hatte sich nicht verändert. Das Wasser gurgelte und schäumte an dem Schlauchboot entlang und bildete dort helle Schlieren.

Die Gewalt der ufernahen Wellen trieb das kleine Schlauchboot voran und sorgte für eine regelrechte Schußfahrt. Für einen Moment erfaßte Suko die Angst, ein Felsen könnte das Boot eingerissen haben. Doch wenig später konnte er aufatmen.

Spritzer gischteten über ihn und das Boot, und die Kraft der Wellen schob Suko immer schneller voran.

Auch in der kleinen Bucht stand eine Wand aus Gischt. Sie wurde größer und größer, wuchs vor Sukos Augen in die Höhe, schäumte zurück, und der Inspektor duckte sich noch tiefer.

Das Boot wurde zu einem Spielball der Brandungswellen. Zunächst schleuderte es mit dem Bug in die Hölle. Suko schaute hinab in ein wie gläsern wirkendes Wellental, bevor es abwärts ging, das Heck aus dem Wasser gerissen wurde und die Schraube des Motors in der Luft quirlte.

Der Aufschlag, die überkommenden Wellen, die an dem Chinesen zerrten und ihn wegspülen wollten und das regelrechte Hineintauchen in das ruhige auslaufende Gewässer.

Geschafft!

Suko sah vor sich einen helleren Streifen, auf den noch das letzte Licht des Mondes fiel.

Der Strand!

Letzte Wellen schoben das Boot vor. Den Chinesen hielt jetzt nichts mehr, er sprang über Bord, das Wasser reichte ihm nur mehr bis zu den Oberschenkeln, er bekam ein an der Bordwand befestigtes Tau zu packen und zog das Boot gegen den Sog der zurücklaufenden Wellen auf den Sandstrand zu.

Als ihn auch die letzten Ausläufer nicht mehr erreichten, ließ Suko sich zu Boden fallen und blieb zunächst einmal sitzen. Er war froh, es hinter sich zu haben und atmete prustend durch.

Das gierige Meer hatte ihn und das Boot nicht behalten. Ein erster Sieg war ihm gelungen.

Aber vor ihm lag ein sehr beschwerlicher Weg, und das wußte Suko verdammt genau.

Er ruhte sich nicht lange aus, zog das Boot weiter über den Strand und verbarg es unter einem vorspringenden, an eine Nase erinnernden Felsen. Dort würde es nicht so leicht zu finden sein, vorausgesetzt, es kam jemand.

Obwohl es der Inspektor ziemlich eilig hatte, holte er zunächst die Karte hervor und begab sich an deren Studium. Bis zu seinem Ziel mußte er einige Meilen zurücklegen. Luftlinie war es ein Katzensprung, aber in der Karte hatte niemand die Felswand einzeichnen können, die das erste Hindernis für den Chinesen bildete.

Sie mußte zunächst einmal überwunden werden.

Suko ließ nichts anbrennen und machte sich an die Arbeit. Eine lichtstarke Taschenlampe trug er bei sich. In ihrem Schein untersuchte er die Felswand genauer, in der Hoffnung, so etwas wie einen Steilweg zu finden. Die Hoffnung trog.

Suko mußte klettern.

Das tat er auch.

Leider konnte er nicht den direkten Weg nehmen, und so war es schon hell, als der Inspektor keuchend den Rand der Felswand erreichte und dort hockenblieb.

Vor ihm lag das Land.

In der Dämmerung sah es schmutzig aus, mit seinen Hügeln und Tälern, wobei in der Ferne die Zacken der Berge schon im ersten Licht lagen, und der dort liegende Schnee schimmerte wie Silber.

In diese Richtung mußte Suko.

Er zögerte auch nicht länger und machte sich auf den Weg. Es wurde eine beschwerliche Strecke, denn Pfade oder Wege entdeckte Suko nicht. Zu viele Felsen lagen im Weg, die er erst noch umrunden oder überklettern mußte. In der Ebene wurde es besser.

Auch die Lichtverhältnisse änderten sich, mittlerweile war der Tag angebrochen.

Minuten reihten sich aneinander, wurden zu Stunden und die noch blasse Spätmärzsonne schien am Himmel wie eine Scheibe zu kleben.

Ihre Strahlen wärmten kaum, aber Suko schwitzte auch so, denn das Laufen strengte an.

Immer wieder schaute er auf die Karte und verglich. Seine Miene hellte sich zusehends auf, denn er kam seinem Ziel immer näher.

Allmählich verlor die Gegend ihren ebenmäßigen Charakter.

Felswände und steile Hänge rückten näher. Das Gelände wurde gebirgiger, der Marsch noch anstrengender.

Wieder mußte Suko sich an Felswänden vorbeischieben oder über schmale Pfade wandern, und er sah plötzlich vor sich eine hohe Wand.

Dieser Berg gehörte praktisch zu Campa, nur lag der Ort auf der

anderen Seite, wo laut Karte das Gelände flacher abfiel, bevor man nach Campa hineinkam.

Sukos Weg führte an der Wand vorbei. Sie war mit winterfesten Büschen und manchmal mit Gras bewachsen. Sie besaß Buckel, Vorsprünge und Merkmale, die den Inspektor hin und wieder an die Gesichter von Menschen erinnerten.

In dieser Gegend hatte sich John Sinclair herumgetrieben. Um ihn ging es, ihn sollte Suko finden.

War das zu schaffen?

Er blieb stehen, wischte sich den Schweiß von der Stirn und entdeckte einen schmalen Weg, der, in die Höhe führte und ihn an einen kleinen Paßpfad erinnerte.

Den mußte Suko überwinden!

Er strengte sich an.

Rechts von ihm lag die Felswand, links zwar auch ein Hang, doch er stach längst nicht so steil hoch.

Plötzlich blieb Suko stehen.

Etwas hatte ihn gewarnt.

Augenblicklich bewegte sich der Inspektor geschmeidig zur Seite und verschwand im Schatten der Wand.

Hier lauerte er.

Von oben her wurde er von einer vorspringenden Felsnase gedeckt. Er horchte, ob sich das Geräusch wiederholte, aber er konnte noch nichts vernehmen. Dennoch war er sicher, sich nicht getäuscht zu haben.

Vielleicht hatte ein Tier das Geräusch verursacht, denn möglicherweise gab es in dieser Gegend Gemsen, aber es konnte auch ein Mensch gewesen sein.

Und so lauerte Suko.

Sehr flach und so gut wie unhörbar atmete er. Denn er wollte dem Gegner keinen Vorteil geben.

Er hörte etwas!

Steine tickten die Steilwand hinab, schlugen mehrmals auf und blieben nicht weit entfernt von Suko am Boden liegen.

Wer turnte über ihm herum?

Diese Frage beschäftigte den Chinesen und noch mehr die Antwort, die man ihm leider nicht gab.

Suko wollte sie selbst holen. Er blieb nicht mehr in Deckung der Wand. Zwei Schritte brachten ihn auf den kleinen Pfad. Dort wartete er gespannt und wurde von den Ereignissen überrascht.

Etwas fiel herab. Ein großes Tier, das auf dem Pfad gerade noch Platz hatte.

Suko schüttelte den Kopf und hielt gleichzeitig den Atem an. Was er vor sich sah, schien aus einem Film zu stammen, denn auf dem Weg

hockte eine weiße Monsterspinne…

***

Claudia Darwood wunderte sich, daß sie vor Angst noch nicht gestorben war, denn vor ihr stand ein Monstrum, wie sie es nicht einmal in ihren Alpträumen erlebt hatte.

Und das Monstrum besaß einen Namen.

Okastra!

Um diese von bläulichem Nebel umwallte Gestalt rankten sich die zahlreichen Sagen und Legenden, und Claudia sah die roten Augen, die in der bläulichen Nebelsuppe als rote, blutige Flecken schwammen.

Claudia war allein mit Okastra.

Widerstand hatte dieser Dämon ausgeräumt. Zuletzt war der Bodegero gestorben. Durch den Wurf eines Totenschädels hatte Okastra ihn umgebracht, nun war er endlich mit Claudia allein.

Er blieb im Nebel.

Wie die Schreckensgestalt genau und in allen Einzelheiten aussah, konnte Claudia nicht erkennen, dazu war der Nebel zu dicht, aber sie glaubte, einen bräunlich schimmernden Körper zu sehen. Ja, diese Farbe mußte Okastra haben.

Wie eine Mumie!

War er das nicht auch? Wer diese lange Zeit in der Dunkelheit verbracht hatte, mußte einfach verwest oder aber mumifiziert sein, obwohl es für letzteres keine natürliche Erklärung gab.

Die Engländerin mit den rotbraunen Haaren hatte auch erlebt, daß Okastra sprach. Er konnte reden, und dies in einer Sprache, die sie, Claudia, sogar verstand.

Wieder ein Phänomen.

Sie kam nicht mehr weiter. Die Wand der Bodega hinderte sie daran, und sie starrte nur auf den Unheimlichen. Er hatte wieder sein Schwert gezogen, eine Klinge, die zwei verschiedenfarbige Seiten besaß. Einmal mit einem matten Blauschimmer versehen, zum anderen in einem blanken Silber schimmernd.

»Geh!« Dieses eine Wort sprach Okastra nur. Aus dem blauen Nebel drang die Stimme wie ein böses Raunen, und Claudia hatte das eine Wort genau verstanden.

»Wohin?«

»Da!«

Aus dem Dunst erschien die Schwertspitze, wurde gedreht und deutete dorthin, wo sich im Boden das Loch befand, aus dem das Skelett gestiegen war.

Claudia zögerte. Sie hatte eine schreckliche Angst davor und schüttelte unbewußt den Kopf.

Okastra warnte sie.

Die Frau hörte plötzlich das Pfeifen dicht an ihrem Ohr und zuckte zusammen.

Der nächste Hieb würde nicht so gnädig ausfallen, und sie dachte dabei an das Schicksal ihres Bruders, dessen Kopf man ihr zugeschickt hatte.

Deshalb nickte sie.

Langsam ging sie nach vorn. Sie hielt genau die Richtung bei, die ihr angegeben worden war, und sie brauchte nur wenige Schritte, um vor dem Loch stehenzubleiben.

»Hinein!«

Claudia schaute in eine ihr unheimliche Tiefe. Licht sah sie nicht, nur ein geheimnisvolles Dunkel, das wie ein gefährlicher Trichter wirkte und sie anzuziehen schien.

Sie hörte Okastra nicht, sie spürte ihn nur, wie er hinter ihr stehengeblieben war. Und sie merkte die Berührung.

An der Schulter verspürte sie den Druck. Vielleicht war es eine Knochenklaue, die sie berührt hatte, genau wußte sie dies nicht, aber der weitere Weg lag klar vor ihr.

Hinein in die Tiefe.

Da sie nicht gehorchte, half Okastra nach.

Der Stoß kam sehr plötzlich. Sie konnte ihn auch nicht ausgleichen, der Rand kam näher, und im nächsten Augenblick trat sie ins Leere, um anschließend von der Tiefe verschluckt zu werden.

Sie schrie.

Es waren keine grellen Laute, die aus ihrem Mund drangen, nur abgehackte Schreie, denn sie rechnete damit, irgendwo zerschmettert liegen zu bleiben.

Das geschah nicht.

Okastra war plötzlich bei ihr. Er kam so lautlos wie ein Vogel herbeigeflogen und hielt sich an ihrer Seite. Sie spürte ihn und seine Berührung, und der Vergleich eines Engels kam Claudia in den Sinn, denn so ähnlich schwebte sie auf dem Boden entlang. Einen rasenden Fall, wie sie ihn eigentlich erwartet hatte, den gab es nicht.

Okastra, ihr Feind, beschützte sie!

Sie schwebten dem Ziel entgegen. Claudia stellte fest, daß auch sie in dieser Nebelwolke stand. Das Grauen schwand allmählich. Sie fühlte sich leicht, als hätte sie beschwingte Musik gehört, und sogar ein Lächeln glitt über ihre Züge.

Das Ende der Reise.

Abrupt und im Vergleich zum Schweben der vergangenen Sekunden ziemlich hart.

Mit beiden Beinen stand sie auf dem Untergrund, sah wieder die glühenden Augen, die sich gleichzeitig mit dem Nebel von ihr

zurückzogen. Und sie vernahm die flüsternde Stimme.

»Bleib hier und warte auf mich. Ich werde irgendwann einmal wiederkommen…«

»Aber…« Claudia sprach das eine Wort. Sie streckte den Arm aus, da war Okastra schon nicht mehr zu sehen.

Der blaue Nebelstreifen glitt davon und ließ Claudia Darwood zurück.

In den folgenden Sekunden konnte sie es nicht fassen. Ihr war nichts weiter geschehen. Sie hatte eine lange Strecke hinter sich gelassen und zu einer sanften Landung angesetzt. Über ihr mußte die Bodega liegen.

Claudia schaute nach oben. Sie legte den Kopf in den Nacken, doch eine Decke oder ähnliches konnte sie beim besten Willen nicht erkennen.

Ein paarmal schluckte sie, schüttelte gleichzeitig den Kopf und versuchte, sich auf die veränderten Gegebenheiten zunächst einmal einzustellen.

Was war ihr passiert?

Eigentlich nichts Schlimmes, denn sie lebte noch, und das war für sie das Wichtigste. Sie mußte, wenn sie nicht alles täuschte, in einem Keller stehen.

Unter der Bodega!

Plötzlich begann sie zu lachen. Keller unter der Bodega. Nein, das war ein Irrtum.

Es gab keinen Keller, keinen so tiefen. Sie war in den Schacht gefallen, in den Berg, hinein ins Grauen, in das Reich des schrecklichen Okastra.

Sie war gefangen!

Daran gab es nichts zu rütteln, und darüber machte sich die Frau auch keinerlei Illusionen. Wenn Okastra einfach verschwand, mußte er schon sehr sicher sein, daß sie es nicht schaffen würde, diesem unheimlichen Gefängnis zu entfliehen.

Und so wartete sie ab.

Zunächst einmal freute sie sich darüber, ihr Leben behalten zu haben.

Nur, was war das noch für ein Leben. Gefangene eines Monstrums zu sein, das nicht menschlich dachte und reagierte, sondern seiner Gefangenen irgendwann überdrüssig sein würde und sie erschlug oder erstach. Darauf lief es letzten Endes hinaus.

Nichts hatte genutzt, gar nichts. Auch nicht das Erscheinen des John Sinclair. Ihn hatte es sicherlich auf dem Friedhof erwischt.

Claudia konnte sich kaum vorstellen, daß die andere Seite sich irgendeine Blöße gab. Sie deckte sich ab, so gut es ging.

Aus diesem Grunde zerplatzte auch die Hoffnung der Gefangenen.

Wenn sie sich auf jemand verlassen sollte, dann nur auf sich selbst.

Sie schaffte es, ihre Angst unter Kontrolle zu bekommen, und sie dachte darüber nach, wie es weitergehen sollte. Aus eigener Kraft würde sie dem Berg nicht entkommen, wie aber dann?

Wer sollte ihr Hilfe geben?

Sie überlegte hin und her. Dabei erinnerte sie sich auch an die Worte des leider gestorbenen Aldo, der vor dem Berg gewarnt hatte, denn Aldo hatte gewußt, daß in dessen Innern sich eine Hölle abspielte. Der Berg war ein einziges großes Gefängnis, in dem es zahlreiche Kammern, Stollen, Gänge und Verliese gab.

Ein Labyrinth des Schreckens!

Aldo hatte Bescheid gewußt und dieses Wissen mit seinem Leben bezahlen müssen.

Irgendwann kam Claudia nicht mehr weiter. Da war sie einfach mit ihren Gedanken am Ende und mußte sie erst wieder neue formulieren.

Doch es gab nichts mehr, woran sie denken konnte, sie hatte über alles schon nachgedacht.

Jetzt kehrte die Angst zurück.

Der lange Moment der ersten Lösung war verstrichen. Plötzlich kam das Zittern. Ohne es zu wollen, schlugen die Zähne aufeinander, sie spürte das Gummigefühl in den Knien. Es erfaßte ihren gesamten Körper, erreichte sogar die Schultern, die dabei in hektische Bewegungen gerieten. Claudia hatte lange nicht mehr geweint.

Nun konnte sie nicht anders.

Sie mußte es einfach, und sie ließ ihren Tränen freien Lauf. Dabei starrte sie zu Boden, den sie nicht einmal sah, denn sie konnte die eigene Hand nicht vor den Augen erkennen.

Irgendwann versiegte der Tränenstrom. Claudia fror. Es war nicht die Kälte, die ihr dieses Gefühl vermittelte, sondern die Ungewißheit, und sie starrte hinein in die Finsternis, in die plötzlich ein winziges Licht stach.

Eine Flamme!

Auch von ihr aus zu sehen und nicht größer als ein Daumennagel.

Sehr blaß, sehr unruhig, flackernd und dabei kaum größer werdend, so daß sie das Gefühl hatte, die Flamme würde stehenbleiben.

Ein Irrtum.

Sie kam näher!

Claudia spannte sich. Mit einemmal war die Angst vergessen. Jetzt sah sie nur noch nach vorn, bohrte den Blick in die Finsternis, wischte sich noch die Augen klar und konnte anschließend besser erkennen, was sich da tat.

Die Flamme wurde wie eine Kerze gehalten. Etwa in Brusthöhe.

Von einer Frau.

Sie sah deren Umrisse, das blonde Haar, ein dünnes, getupftes

Sommerkleid und ein Gesicht, das nicht einmal unhübsch war, doch die Spuren eines harten Überlebenskampfes zeigte.

Die Frau blieb stehen.

Vielleicht zwei Schritte trennten die beiden, die sich stumm anschauten.

Niemand traute sich, mit einem Wort eine Brücke zu schlagen. Bis sich Claudia ein Herz faßte.

»Wer sind Sie?« hauchte die Engländerin.

»Ich heiße Nadine Lafour.«

»Und was machen Sie hier?«

Da lachte die Blondine auf. »Was ich hier mache? Ich bin gefangen und warte, ebenso wie Sie, auf den Tod…«

***

Sie wartete auf den Tod!

Die Antwort der Frau löste einen Schock bei Claudia aus. Dieser eine Satz hatte ihr ihre Chancenlosigkeit drastisch vor Augen geführt. Nein, da gab es nichts, was man noch ändern oder retten konnte.

Sie wartete auf den Tod!

Wie schrecklich…

Claudia holte tief Luft. Ein paarmal mußte sie schlucken, bewegte dabei den Mund als wollte sie sprechen, doch kein Wort drang über ihre Lippen, weil die Lage einfach zu schrecklich für sie war.

»Und wer bist du?« wurde Claudia gefragt.

Sie sagte ihren Namen.

»Auch keine Spanierin.«

»Nein, ich komme aus London.«

»Was hat dich denn hierher verschlagen?«

»Die Suche nach meinem Bruder. Er war hier…«

»Hieß er vielleicht Henry?«

Claudia erschrak, als sie die Frage vernahm. »Ja, natürlich, kanntest du ihn?«

»Und wie ich ihn kannte. Wir haben uns zufällig getroffen oder auch nicht, das kann man in unserem Job nicht so genau wissen.«

Claudia schaute auf die Kerzenflamme und in das über ihr schwebende Gesicht. »Dann gehörst du auch zu dem Club, oder?«

»Sehr richtig. Ich werde von der Regierung bezahlt und habe mich für den Job freiwillig gemeldet, weil einige Basken meinen Bruder erschossen haben.«

»Aber das hier hat mit den Basken nichts zu tun?«

»Genau, mein Kind. Die Basken und dies hier sind zwei verschiedene Paar Schuhe.«

Claudia nickte, als wäre ihr alles klar. »Und was machen wir jetzt?« wollte sie wissen.

»Nach einem Ausweg suchen.«

»Gibt es den denn?«

»Wahrscheinlich ja. Aber wir müssen ihn finden.«

»Dann sollen wir den Berg durchwandern?«

»So ist es.« Nadine lachte auf. Mit einer Hand strich sie über ihre Figur und den Kleiderstoff. »Schau dir dieses Fähnchen an. Sie haben mich fast aus dem Bett geholt, die Schweine.«

»Und wer?«

»Ich wohnte in der Bodega. Oder hast du Okastra nicht gesehen, meine Liebe?«

»Doch, ja…«

»Dann weißt du ja Bescheid.« Nadine Lafour kam näher und strich über Claudias Wange. »Keine Bange, Mädchen, er wird uns noch am Leben lassen.«

»Welchen Grund sollte er dafür haben?«

»Vielleicht braucht er Opfer.«

»Für wen?«

»Nicht für sich oder indirekt auch, wie man's nimmt. Na ja, lassen wir das!«

»Nein, Nadine!« Claudia legte ihrer neuen Bekannten eine Hand auf die Schulter. »Ich möchte endlich wissen, was gespielt wird. Da stimmt doch etwas nicht…«

Nadine nickte. »Du hast recht, Mädchen, hier ist einiges nicht in Ordnung, aber ich kann dir das beim besten Willen nicht alles erzählen. Das muß man erlebt haben.«

»Was denn?«

Nadine schüttelte den Kopf. »Laß uns gehen, Claudia, es ist wirklich besser!«

Mit dieser Antwort war die Engländerin zwar nicht einverstanden, doch was sollte sie machen? Nadine hatte hier die älteren Rechte. Sie war schon länger eine Gefangene und kannte sich unter Umständen in dem unterirdischen Labyrinth des Bergs aus. Ihr Blick glitt tiefer und blieb auf der Kerze haften.

Nadine Lafour hatte sie auf einen viereckigen Stein gestellt und dort festgewachst. So konnte sie die Kerze besser transportieren.

»Das Licht wird nicht mehr lange reichen!« bemerkte sie, als sie den Blick der Engländerin sah. »Tut mir leid.«

»Und was machen wir dann?«

»Hast du kein Feuer?«

»Moment«, flüsterte Claudia und suchte in einer Rocktasche nach.

Als sie die Hand hervorzog, hielt sie ein kleines Einweg-Feuerzeug zwischen den Fingern.

»Das ist alles.«

Die Französin hob die Schultern. »Besser als nichts. Dann komm jetzt

und halte dich immer dicht hinter mir.«

»Aber wo willst du hin?« rief Claudia verzweifelt. »Kennst du den Weg nach draußen?«

»Das nicht, doch es muß ihn geben. Überleg mal. Würden wir sonst Luft bekommen?«

»Das stimmt…«

»Also gibt es noch Schächte, die an, die Oberfläche führen. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen.«

»Ja, das ist möglich…«

»Halt dich immer an meiner Seite. Und sei hübsch vorsichtig, dann passiert dir nichts.«

Nadine sprach mit ruhiger Stimme, die Claudia Darwood so etwas wie Vertrauen einflößte.

Und so gingen die beiden Frauen in die Dunkelheit hinein. Meter für Meter stachen sie tiefer in den Berg. Sie spürten unter ihren Füßen den felsigen Boden, und die Kerzenflamme bewegte sich tanzend auf dem Docht.

Sie gab Licht und erzeugte auch Schatten, die immer an der linken Seite über eine Wand huschten. Rechts sah Claudia Darwood nichts.

Da mußte es ihrer Meinung nach in eine unheimliche Tiefe gehen, wobei sie schauderte, als sie daran dachte.

Sie hatte längst erkannt, daß sie sich auf einem schmalen Grad voranbewegten. Wenn sie einen verkehrten Schritt tat, war es vorbei.

Dann würden sie irgendwo ins Dunkel oder ins Nichts fallen und von der Tiefe verschluckt werden.

Aus, Ende…

Und so konnten sie nur langsam gehen. Nadine Lafour hielt die Kerze in der rechten Hand. Mit der linken strich sie an der Felswand entlang, fühlte unter den Fingerspitzen das rauhe Gestein und setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen.

»Gleich wird es eng«, erklärte sie über die Schulter hinweg der ihr folgenden Claudia. »Du mußt aufpassen.«

Die Engländerin nickte.

Und da erwischte es Nadine!

Es war eine seltsame Szene, die Claudia geboten bekam, denn ihr kam sie vor wie in einer alptraumhaften Filmszene.

Zunächst begann die Flamme wild zu tanzen, und sie schwebte plötzlich rechts von Claudia, wo sich auf einmal der unheimliche Abgrund befand. Nicht ein Schrei löste sich aus Nadines Kehle, sie versuchte sich noch mit der freien Hand festzuhalten, rutschte aber mit dem rechten Bein an der Kante des Pfads ab und segelte in die Tiefe, während die Flamme auf dem Weg nach unten verlöschte.

Nadine Lafour war weg. So schnell, als hätte es sie nie gegeben, als wäre sie nur eine Traumgestalt, ein Geist gewesen.

Und Claudia stand in der absoluten Finsternis auf dem schmalen Pfad.

Sie wußte nicht, was sie noch tun sollte, hielt eine Hand gegen den Mund gepreßt, um einen Schrei zu unterdrücken.

Sie wartete auf den Aufprall.

Sekunden vergingen.

War denn die Tiefe so unendlich, daß sie nichts hören konnte?

Claudia wußte es nicht, sie stand auf dem Fleck wie angewachsen und dachte daran, daß sie keinen Schritt mehr nach vorn machen durfte, wollte sie nicht das gleiche Schicksal erleiden wie Nadine.

Der Berg hatte wieder ein Opfer gefunden!

Das stand für Claudia Darwood fest, wobei sie sich fragte, wann sie an der Reihe sein würde. Wie lange gaben ihr die Gegner noch?

Stunden?

Minuten?

Da vernahm sie den Ruf!

»Claudia!«

Leise, verzweifelt klingend und aus der Tiefe an ihr Ohr dringend.

Claudia kannte die Stimme. Sie wußte plötzlich, daß Nadine noch lebte, und ihr Herz begann rasend zu hämmern.

»Bist du es?«

»Ja.«

»Wo steckst du denn?« rief die Engländerin voller Verzweiflung.

»Wo hat es dich…«

»Ich bin hier unten. Ich… ich …«

»Sprich weiter, Nadine!« Claudia hatte sich so aufgebaut, daß sie mit dem Gesicht zum Abgrund stand und in die dunkle Tiefe schauen konnte, obwohl sie dort nichts sah.

»Ich habe meine Kerze verloren!« Kläglich klang die Antwort.

»Und warum bist du nicht tot?«

»Ich… ich … man hat mich aufgefangen. Ich liege in einem Netz. Es ist klebrig. Ich kann mich nicht bewegen, Claudia. Das ist wie ein Spinnennetz. Ich weiß jetzt Bescheid …«

»Wie?«

»Die Spinnen werden kommen. Sie sind die Herren hier. Wir sind im Reich der weißen Spinnen. Ich habe es dir nie sagen wollen, weil du genug mitgemacht hast, aber jetzt mußt du es wissen. Wer in ihren Netzen landet, ist verloren.«

Claudia Darwood wußte nicht, was sie noch denken oder antworten sollte. Die ganze Lage war zu undurchsichtig, zu quer, zu verstrickt. Sie konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. Zuerst Okastra und jetzt diese seltsamen Spinnen.

Wo war die Verbindung?

»Was soll ich denn tun?« fragte sie.

»Nichts kannst du tun, gar nichts. Du kannst höchstens zusehen, wie ich von ihnen gefre…«

»Nein, hör auf!« schrie Claudia. »Das darfst du nicht sagen, Nadine!«

»Es stimmt aber!«

Claudia war nicht mehr fähig, eine normale Antwort zu geben, und so wartete sie ab.

Nur allmählich normalisierte sich wieder ihr Herzschlag. Sie konnte jetzt etwas ruhiger atmen, doch die Aufregung kam wieder, als sie Nadines Schrei vernahm.

Er klang schrill und überaus ängstlich.

Dabei hatte Claudia ihre neue Freundin so sehr bewundert, deren Nervenstärke, deren Sicherheit. Und nun dieser verzweifelte Schrei, der Claudia bewies, daß Nadine in Schwierigkeiten steckte.

»Was ist denn?«

»Das Netz, Claudia. Es hat sich bewegt!«

»Ja und?«

»Die Spinne oder die Spinnen kommen!«

Einen halben Schritt ging Claudia Darwood zurück. Das ließ diese schmale Galerie zu. Die Frau prallte mit dem Rücken gegen die Felswand, und aus ihrem Mund drang ein ächzendes Geräusch.

Die Spinnen!

Noch hatte sie diese Monstren nicht gesehen, aber sie war sicher, daß Nadine nicht gelogen hatte.

Sollte sie versuchen, das Feuerzeug einzuschalten? Es wäre unter Umständen schlimm gewesen. Dann hätte sie zusehen müssen, wie die Spinnen Nadine Lafour vernichteten.

Aber die Dunkelheit war ebenso schlimm. Wenn sie irgendwann in naher Zukunft die Todesschreie der neuen Freundin hörte, würde sie wahrscheinlich wahnsinnig werden.

Und so entschloß sie sich, dennoch das Feuerzeug einzuschalten und nachzuschauen.

Zweimal rutschte die Daumenseite ab. Claudia sah nur das Sprühen der Funken. Dann war es geschafft. Die Flamme stand, und Claudia hielt den kleinen schwarzen Drücker fest, damit die Flamme auch blieb und nicht mehr zusammensackte.

Vorsichtig ließ sie sich auf die Knie fallen. Im Schein erschien der Rand des Wegs. Er war nicht normal glatt, sondern zeigte Zacken und Risse.

Hinter ihm fiel die Wand senkrecht in die Tiefe.

Claudia Darwood streckte den Arm noch nach unten. Sie wollte die Entfernung zu Nadine ein wenig verringern und hoffte, daß der Widerschein ausreichte, um sie auch erkennen zu können.

Ja, sie sah etwas.

Ein Netz.

Es war allerdings mehr zu ahnen, als genau zu erkennen, und sie hörte Claudias Stimme. »Weiter nach rechts, Mädchen. Du mußt den Arm weiter nach rechts bewegen…«

»Moment, warte noch.« Claudia drückte sich zur Seite. Dabei gab sie nicht acht, so daß die kleine Flamme wieder zusammenfiel. Sie betätigte das Feuerzeug erneut, sah den Lichtkreis, wie er eine Insel aus der Dunkelheit riß, starrte nach unten und erkannte die Konturen eines Körpers.

Das war Nadine!

Eine Gefangene!

Auf dem Rücken lag sie. Dabei schaute sie in die Höhe. Das Gesicht wirkte wie ein rötlich blasser Fleck. Die Arme hatte sie angewinkelt, aber sie bekam sie nicht hoch, denn das gewaltige Spinnennetz hielt sie eisern fest.

Und es bewegte sich.

Nicht Nadine sorgte dafür. Es waren die beiden Spinnen, die von zwei verschiedenen Seiten auf ihr Opfer zukamen. Sie tänzelten auf dem dünnen Netz näher. Es gab nichts, was sie aufhalten oder stoppen konnte. Nadine Lafour war verloren.

Und Claudia schaute zu.

Sie merkte nicht, daß ihre rechte Hand zitterte. Tränen rannen aus den Augen, verschleierten den Blick, und sie sah die beiden schrecklichen Monstren, die immer näher kamen, wobei sich ihre langen Beine hektisch bewegten.

Das Opfer!

Es konnte sich nicht wehren. Aus dieser Höhe gesehen, waren die Spinnen schon schrecklich genug. Wie mußten sie erst der im Netz liegenden Nadine vorkommen?

Claudia hörte den Schrei.

Sie wäre fast nach vorn gefallen, weil dieser Ruf sie so überrascht hatte.

Jetzt schaute sie nach.

Und sie sah den Grund des Schreis.

Es war einer Spinne gelungen, eines ihrer acht Beine auf den Körper der Frau zu drücken. Was weiter geschah, sah Claudia Darwood nicht mehr. Sie konnte einfach nicht hinschauen, zudem spürte sie die Hitze der Flamme, die fast ihren Daumen versengte.

So blieb sie zitternd und bebend in der für sie furchtbaren Dunkelheit hocken und konnte nur die Daumen für ihre neue Freundin drücken.

Aus der Tiefe vernahm sie die Geräusche.

Schreien, das Stöhnen, das Ächzen, all die Angst, die aus diesen Lauten sprach.

Claudia kam sich so schrecklich hilflos vor. Sie erlebte den Tod eines Menschen aus unmittelbarer Nähe mit und konnte dennoch nicht

eingreifen. Wenn sie gesprungen wäre, hätte es sie auch erwischt.

So blieb sie in ihrer Haltung, lauschte und vernahm grauenhafte Laute, die sie zwar identifizieren, worüber sie allerdings nicht nachdenken wollte, weil es einfach zu schrecklich, zu schlimm für sie war und sie auch den Tatsachen nicht ins Auge schauen konnte. Das hätten ihre Nerven nicht mitgemacht.

Irgendwann, sie wußte nicht einmal, wieviel Zeit vergangen war, hörte sie nichts mehr.

Die Stille war ebenso schrecklich, und es dauerte noch Minuten, bis Claudia Darwood sich so weit gefaßt hatte, daß sie wieder in der Lage war, das Feuerzeug zu bedienen.

Abermals hatte sie Mühe. Als die Flamme schließlich brannte und Claudia den Arm wieder ausstreckte, erkannte sie das Netz.

Ein leeres Netz…

Nein, doch nicht. Claudia sah genauer hin und erinnerte sich daran, daß Nadine ein getupftes Kleid getragen hatte.

Davon sah sie Reste. Sie hingen zwischen den Netzmaschen. Bunte, kleine Fetzen, mehr nicht…

An manchen Stellen hatte das Netz auch eine andere Farbe angenommen. Dunkler als normal.

Obwohl sie es nicht nachprüfen konnte, wußte Claudia genau, daß es sich dabei um Blut handelte.

Um Nadines Blut…

Von ihr selbst sah sie nichts mehr. Nur die Reste des bunten Kleiderstoffs.

Und die Spinnen?

Claudia suchte sie verzweifelt, aber im Netz hockten sie nicht. Sie sah keines dieser Monstren, die unheimlichen Mörder hatten sich zurückgezogen.

Dennoch schwankte das Netz.

Das machte Claudia Darwood mißtrauisch. Ihrer Ansicht nach mußten die Spinnen noch irgendwo lauern.

Sie wollte sie sehen, wenn es auch noch so schrecklich für sie war, und sie beugte sich noch weiter vor, bis dicht an die Gleichgewichtsgrenze.

Nun ging es nicht mehr weiter.

Diesmal schaute sie direkt an der Felswand nach unten.

Im nächsten Augenblick verzerrte namenloses Entsetzen ihr Gesicht.

Die Spinnen waren schon da. Dicht vor ihr erschien der gewaltige Kopf, und sie sah die ersten beiden Beine.

Claudia zuckte zurück. Das Feuerzeug verlöschte, sie steckte es ein, ohne es richtig zu merken, und schlug gleichzeitig, weil sie sich zu hastig bewegt hatte, mit dem Hinterkopf gegen die in ihrem Rücken aufragende harte Wand.

Für einen Moment sah sie wirklich Sterne. Danach brachen sie zusammen, und die absolute Dunkelheit hüllte Claudia wieder ein.

Daß sie wegmußte, war ihr klar. Dennoch traute sie sich nicht, in dieser Dunkelheit aufzustehen und zu fliehen.

Ein schabendes Geräusch vernahm sie dicht vor sich. Sie sah es nicht, aber sie wußte, daß die erste Spinne die steile Wand bereits überwunden hatte.

Einen Gedankensprung später spürte Claudia Darwood bereits die Berührung auf ihrem Körper.

Sie begann zu schreien…

***

Und ich kletterte nach unten!

Es war Wahnsinn, lebensgefährlich, aber ich konnte nun einmal nicht gegen meine Natur an. Da lag ein Mensch in einer tödlichen Falle, die gleichzeitig eine dämonische war. Möglicherweise hatte ich als einziger die Chance, da noch etwas zu tun. Und das wollte ich auf keinen Fall aufs Spiel setzen.

Ein Stuntman hätte es sicher leichter geschafft als ich. Ich war ungeübt und mußte mich auf mein Glück und auf die Härte des Gesteins verlassen.

Und so rutschte ich weiter nach unten.

Äußerst behutsam, sehr vorsichtig. Mir stets die Stellen aussuchend, die ich erreichen konnte und die mir stark genug aussahen, um mein Gewicht halten zu können.

So näherte ich mich dem Netz.

Dabei hatte ich ihm den Rücken zugedreht, ich wußte nicht, wie weit die Spinne entfernt war und hoffte nur, daß ich schneller sein würde als sie.

Sarrazan beobachtete mich. Er hatte sich hingekniet, schaute mir nach und gab auch seine Kommentare.

»Verdammt, Engländer, beeil dich. Die Spinne ist schon zu nah. Sie wird Paco…«

Er verschluckte sich und verstummte, während ich auf den Mann nicht achten konnte. Sollte er schreien, was und wie er wollte. Mir kam es darauf an, das Gleichgewicht zu behalten und an den Kanten oder Vorsprüngen nicht abzurutschen.

Die Hälfte schaffte ich ohne nennenswerte Schwierigkeiten. Es war natürlich ein Unding für mich, über das Netz laufen zu wollen, aber vielleicht konnte ich die menschengroße Monsterspinne durch meine Aktivitäten von ihrem ursprünglichen Opfer ablenken und an mich heranlocken.

Und so kämpfte ich mich weiter. Wie ein Tier klammerte ich mich mit allen zehn Fingern am Gestein fest. Die Lampe steckte noch immer

zwischen meinen Zähnen. Ihr Licht hüpfte im Rhythmus meiner Bewegungen, es stach an der Felswand entlang und verschwand plötzlich in einem Schacht oder einer Höhle, die wie ein Tunnel in die Felswand hineinstach.

Sie lag links von mir und war auf Deinem Weg nach unten ein gewisses Etappenziel.

Ich änderte ein wenig die Richtung und hörte Paco fürchterlich brüllen.

Was er im einzelnen für Worte schrie, konnte ich nicht verstehen.

Jedenfalls galten sie auch seinem Kumpan Sarrazan, der uns beide nicht aus den Augen ließ, soweit es ihm möglich war.

Schüsse peitschten auf.

Da ich nicht geschossen hatte, blieb nur Sarrazan übrig. Es war der reine Wahnsinn, in die Dunkelheit zu feuern, und ich glaubte, aus dem Echo heraus einen Schrei zu vernehmen.

Ausgerechnet jetzt, wo ich mich auf alles konzentrieren mußte.

Noch eine Armlänge bis zu meinem Etappenziel. Ich streckte die rechte Hand aus, und es gelang mir, mit den Fingern den Rand des Höhleneingangs zu umfassen.

Vorsichtig zog ich den Fuß nach, mit dem ich mich bisher abgestemmt hatte, und schaffte es, mich in die Höhe zu ziehen.

Sie war ziemlich geräumig. Ich konnte mich sogar hinstellen, wenn ich wollte.

Daran war jetzt nicht zu denken. Ich mußte zusehen, daß ich Paco half, denn ich hatte durch meine letzte Aktion bereits zuviel Zeit verloren.

Sarrazan brüllte sich fast die Lunge aus dem Leib. »Verdammt, Sinclair, so mach Licht!«

Das hatte ich auch vor. Wenig später schnitt der Strahl über das Netz.

Der Winkel war jetzt günstiger, Sarrazan und ich konnten besser sehen.

Beide bekamen wir den Schock.

Von Paco erkannten wir nichts mehr, nur noch den übergroßen widerlichen Spinnenkörper, der sich über Paco gebeugt hatte.

Die Spinne drehte uns ihr Profil zu. Dabei bewegten sich ihre Beine hektisch auf und ab. Sie tänzelte auf dem Maul, und auch ihr Maul befand sich in Bewegung.

Es klappte auf uns zu. Ich brauchte nicht erst groß zu raten, was dies zu bedeuten hatte. Diese Bewegungen sagten mir genug und auch die Tatsache, daß ich von Paco nichts mehr sah.

Daran trug allein die Spinne die Verantwortung.

Ich schluckte, schüttelte den Kopf, atmete schwer, schluckte wieder und konnte es nicht fassen.

Als sich das Monstertier bewegte und sich dabei in meine Richtung

drehte, erkannte ich, daß etwas aus ihrem Maul hing.

Es war ein Stück Stoff…

Der Rest eines Menschen.

Meine Hand mit der Lampe zitterte. Das konnte ich nicht vermeiden, und so tanzte der Strahl über das Gesicht der Spinne, wenn man bei ihr überhaupt von einem Gesicht sprechen konnte.

Zwei Augen sah ich.

Seltsam geschliffen. Sie wirkten wie Glas, das man schichtweise übereinandergesetzt hatte. Ein fürchterliches Bild, das ich da zu sehen bekam, und auch Sarrazan meldete sich.

Er brüllte den Namen seines Freundes. Schrie immer wieder nach Paco, aber er bekam keine Antwort.

Für einen Moment glaubte ich, daß die Spinne sich in meine Richtung bewegen würde. Das tat sie nicht. Sie zog sich zurück. Schritt für Schritt, und sie bewegte bei jeder Bewegung ihre acht Beine.

Über mir drehte Sarrazan fast durch. Er schrie immer wieder meinen Namen und was ich doch für ein Idiot gewesen wäre, weil es mir nicht gelungen war, Paco zu retten.

Ich ließ ihn schreien. Erst als er folgenden Satz rief, wurde ich aufmerksam.

»Wenn du dich zeigst, verdammter Engländer, brenne ich dir eine Kugel auf den Pelz!«

»Das würde ich dir nicht raten. Dann stehst du allein!«

Er lachte noch. »Na und? Kannst du mir helfen? Das habe ich ja letztendlich gesehen!«

Ich erwiderte nichts darauf, sondern leuchtete über das Netz. Die einzelnen Fäden blitzten wie Silber, als sie von dem weißlichen Licht berührt wurden.

Tief atmete ich durch. Die vergangenen Minuten hatten mir meine Hilflosigkeit vor Augen geführt. Im Reich der weißen Monsterspinnen waren andere die Herrscher, nicht Sarrazan oder ich.

»Ich komme jetzt zurück!« rief ich dem Basken zu, nur um seine Reaktion zu testen.

»Untersteh dich. Oder willst du eine Kugel?«

»Mensch, Sarrazan, sei vernünftig! So kommen wir nicht weiter. Nicht jeder allein. Wir müssen zusammenhalten.«

»Aber nicht mit mir.«

»Verdammt, so verstehen Sie doch!«

»Nein!«

Ich zog mich ein wenig zurück. Diesem Kerl war wirklich nicht zu helfen. Konnte man ihn als einen Wahnsinnigen bezeichnen, als einen Durchdreher oder was?

Wahrscheinlich hatte er intensiver als ich den Tod seines Freundes

mitbekommen, und deshalb reagierte er so unüberlegt.

Wie dem auch sei, ich konnte hier nicht ewig hockenbleiben und mußte mir überlegen, ob ich es schaffte, das Netz, das nicht einmal weit von mir entfernt an der Felswand endete, zu zerstören. Wenigstens an dieser Stelle, damit ich etwas Bewegung hineinbekam.

Nur womit?

Da gab es eigentlich nur eine Lösung. Ich mußte es mit dem Dolch versuchen.

Der Silberdolch war ebenfalls magisch geladen oder besaß außergewöhnliche Kräfte. Wenn er mir nicht helfen sollte, blieb als letzte Chance das Kreuz, obwohl ich nicht so recht daran glauben wollte, daß es viel ausrichten konnte, wahrscheinlich gar nichts.

Ich wollte die Klinge schon ziehen, als ich hinter mir das seltsame Geräusch vernahm.

Es war ein Schaben und Knistern. Sofort keimte ein schrecklicher Verdacht in mir hoch.

Noch in der Hockstellung flirrte ich herum.

Gleichzeitig schwenkte ich auch die Lampe mit. Ihr dünner Strahl stach nun in die Finsternis des Tunnels – und fand ein Ziel.

Eine weiße Monsterspinne!

***

Suko überwand das Auftauchen der Spinne sehr schnell, denn er wußte, daß er nicht an ihr vorbeikonnte.

Er mußte sich stellen!

Das Monstrum sah nicht nur gefährlich aus, es war auch gefährlich.

Auf seinen acht Beinen stand es wie ein Fels vor dem Chinesen.

Das erste helle Tageslicht berührte auch den Panzer der Spinne und ließ ihn noch heller erscheinen, als er ohnehin schon war. Er glänzte auf eine gewisse Art und Weise, als hätte man ihn mit einem durchsichtigen Wachs eingeschmiert.

Suko wußte, daß es in der normalen Natur keine Spinnen dieser Größe gab. Deshalb gab es für ihn nur die eine Möglichkeit. Diese Spinne besaß einen dämonischen Ursprung. Irgend jemand, der mit den finsteren Mächten in Verbindung stand, hatte sie geschaffen, und Suko dachte wieder an den Namen Okastra.

Wahrscheinlich steckte er dahinter.

Die Spinne lief. Suko war überrascht, wie schnell die Distanz zwischen ihnen zusammenschmolz und die Spinne ihre acht Beine auf einmal bewegte.

Deshalb konnte er nicht stehenbleiben und ging sicherheitshalber zurück, weil er Zeit brauchte, um seine Dämonenpeitsche zu ziehen.

Für ihn gab es keine andere Waffe, um die gefährliche Spinne, die die Größe eines Menschen erreichte, zu besiegen.

Das dämonische Tier ließ ihm die Zeit. Auch den Kreis konnte Suko schlagen, so daß die drei Riemen aus der Öffnung rutschten und die Peitsche nun kampfbereit war.
Suko war von den Augen der Spinne fasziniert. Zwei befanden sich in ihrem Schädel, und sie sahen so aus, als bestünden sie aus übereinandergeschobenen Glasplatten.
Darunter begann ein regelrechtes Maul. Mit diesem Maul konnte die Spinne schon einiges verschlingen.
Sie öffnete es.
Sogar Zähne sah Suko. Sie erinnerten ihn an einen Kamm mit dreieckigen Zinken.
Damit konnte die Spinne töten und zerkleinern. Das war Suko klar. Er mußte sich nur hüten, von diesem gräßlichen Maul erwischt zu werden.
Und so lauerte er.
Auf acht Beinen stand die Spinne. Plötzlich nicht mehr, da hatte sie die zwei vordersten angehoben, auseinandergebogen und führte sie so zusammen, daß sie Suko in Halshöhe erwischt hätte.
Hätte, wohlgemerkt, denn der Inspektor war schneller. Was er tat, war riskant, aber wahrscheinlich auch ein Weg zum Erfolg. Er duckte unter den beiden zupackenden Klauen hinweg, kam zwischen ihnen und dem Maul der Spinne hoch, wobei er die seltsam schillernden Augen dicht vor sich sah und sofort zuschlug.
Die drei Riemen blieben dicht zusammen. Und alle drei trafen das rechte Auge der Monstrumspinne.
Suko vernahm ein sattes, platzendes Geräusch, und im nächsten Augenblick war das Auge verschwunden.
Herausgerissen und zerstört.
Darum kümmerte sich Suko nicht.
Er schlug weiter zu.
Einmal, zweimal, dreimal, immer wieder trafen die Riemen den Spinnenkörper.
Suko war wie eine Maschine. Er reagierte goldrichtig, denn die weiße Monsterspinne hatte der Kraft dieser Dämonenpeitsche nichts entgegenzusetzen.
Sie wurde vor den Augen des Inspektors buchstäblich zerrissen, in mehrere Teile gefetzt und gehauen, so daß von ihr schließlich nichts mehr zurückblieb, das Suko noch gefährlich werden konnte.
Nur mehr Trümmer.
Er starrte auf die Spinnenteile, noch jetzt hatte er das Klatschen der drei Riemen in den Ohren, und als er den Fuß auf einen Rest des Körpers setzte, wobei er Druck gab, vernahm er das Knirschen, als würde unter der Sohle dünnes Horn zerbrechen.
Das Ende einer Riesenspinne. Suko dachte daran, was wohl

geschehen wäre, hätte die Spinne ihn erwischt. Eine Gänsehaut rann dabei über seinen Rücken.

Er bückte sich, denn er wollte sehen, was mit den zerstörten Augen geschehen war. Sie gingen ihn einfach nicht aus dem Sinn.

Von der wie Glas wirkenden Masse war nichts zurückgeblieben. Jedenfalls nichts in einer festen Form. Suko entdeckte wohl die Tropfen einer dicken Flüssigkeit, die an den Schleim widerlicher Ghouls erinnerten.

Der Rest dieser Augen…

Anschließend warf Suko einen Blick in die Höhe, denn er wollte nachschauen, woher die Spinne gekommen war. Die Felswand wuchs gegen den Himmel, aber sie zeigte Unterbrechungen, denn Suko erkannte innerhalb des Gesteins einige Höhleneingänge. Sie kamen ihm vor wie gewaltige, dunkle Augen, aus denen jeden Augenblick das Grauen strömen konnte.

Es wäre interessant gewesen, diese Wand zu untersuchen. Bestimmt wäre Suko auch auf ein Ergebnis gestoßen, doch er nahm davon Abstand. John Sinclair war wichtiger. Er mußte den Geisterjäger finden.

Dann konnte er weitersehen.

Und so ging er weiter. Der Spinnenrest blieb hinter dem Chinesen zurück, und Suko brauchte nicht mehr lange zu laufen, als sich vor seinen Augen ein völlig anderes Bild ausbreitete.

Er hatte genau die Paßhöhe erreicht, schaute hinunter ins Tal und sah einen Friedhof.

Er lag im klaren Licht des Morgens. Aus diesem Grunde konnte Suko Einzelheiten erkennen.

Die kleine Kapelle mit dem schmalen Turm und der Totenglocke am oberen Ende. Dann die Gräber, die zahlreichen Grabsteine, die Kreuze aus verwittertem Stein, die Figuren, die in einer so unnatürlich steifen Haltung auf den Gräbern standen und sogar die schmalen Bänder der Wege, die ein Muster zwischen den letzten Ruhestätten bildeten.

Kein Vogellaut unterbrach die über dem Friedhof liegende Stille, die Suko als unheimlich und unwirklich vorkam. Es gab keinen Grund für ihn, sich vor diesem Friedhof zu fürchten, dennoch spürte er ein Gefühl der innerlichen Unruhe.

Selbst aus dieser Entfernung fiel ihm ein besonders ausgefallener Grabstein auf. Er stand links von ihm und zeigte einen mannsgroßen Engel, der in einer Hand ein Schwert und in der anderen etwas Rundes hielt, das Suko nicht genau identifizieren konnte, jedoch annahm, daß es sich bei diesem Gegenstand um einen Schädel handeln konnte.

Eine wirklich seltsame Figur.

Suko wollte sich den Friedhof aus der Nähe ansehen. Der Pfad hörte

schon nach wenigen Metern auf. Suko mußte quer über das Gelände gehen, das nun abschüssig wurde, in eine Ebene mündete, zu der auch der Friedhof gehörte.

Es war ein Geröllhang, den der Inspektor hinabschritt. Hin und wieder stieß er gegen einen Stein, der vor ihm herrollte und erst auf dem Friedhof liegenblieb.

Die Morgensonne schaffte es nicht, voll durchzukommen. Vom Meer her war Dunst aufgestiegen und trieb auf das Land zu, wobei er sich wie gewaltige Tücher zwischen dem Boden und dem Himmel spannte.

Es dauerte vielleicht eine Viertelstunde, bis Suko den Friedhof erreicht hatte.

Er kam dort an, wo auch die Kapelle stand.

Einen Menschen hatte er bisher nicht zu Gesicht bekommen. Er wollte sichergehen und schaute in der Kapelle nach. Suko öffnete die Tür, blickte in einen kahlen, schmucklosen Kirchenraum, in dem ein halbes Dutzend Bänke standen.

Der kleine Altar zeigte ein wunderschönes Marienbild. Davor stand ein Blumenstrauß. Mehr Schmuck gab es in der Kirche nicht, sah man von kleinen, handgeschnitzten Bildern ab, die den Kreuzweg markierten.

Normalerweise übte eine Kirche eine beruhigende Wirkung auf Suko aus.

Dies war hier nicht der Fall. Suko fühlte sich unbehaglich und glaubte manchmal, von irgendwelchen unsichtbaren Augen beobachtet zu werden.

Auch wenn er sich scharf umdrehte, sah er nichts, was seinen Verdacht bestärkt hätte.

Ein völlig normaler Friedhof lag vor ihm. Es deutete auch nichts darauf hin, daß irgendwelche lebenden Toten in den Tiefen der Gräber lauerten und nur darauf warteten, an die Oberfläche zu kommen, um sich in ihrer unersättlichen Gier auf die Menschen zu stürzen.

Keine Zombies, keine Menschen, auch keine Tiere. Oft schwirrten in Strandnähe Möwen oder ähnliche Wasservögel durch die klare Luft eines Morgens, auch die vermißte Suko.

Dieser Friedhof war völlig normal und doch so anders.

Er erreichte die ersten Gräber. Für ihn fremde Namen standen auf den verwitterten Steinen. Hier waren die Menschen aus Campa begraben worden. Da der Ort ziemlich klein war, reichte auch dieser Friedhof völlig aus.

Besonders interessierte sich Suko für das Grab mit dem außergewöhnlichen Grabstein.

In dessen Richtung ging er, und hatte erst wenige Schritte zurückgelegt, als er wie vom Donner gerührt, stehenblieb.

Vor ihm lag etwas.
Ein Mensch ohne Kopf!
Suko bekam eine Gänsehaut. Mit einem so makabren Fund hätte er nie im Leben gerechnet, doch er verfiel nicht in eine wilde Panik, sondern dachte nach.
Der Fund hatte etwas zu bedeuten und auch, daß der Mann keinen Kopf mehr besaß, kam nicht von ungefähr.
Der Inspektor dachte weiter. Er erinnerte sich an den Schädel, den man Claudia Darwood geschickt hatte, und wahrscheinlich gehörte dieser Torso zu dem Kopf.
Claudia hatte ihn so sehr gesucht, aber Suko hatte ihn letztendlich gefunden.
Obwohl der Tote keinen Kopf mehr besaß, konnte Suko erkennen, daß es sich bei ihm um einen Nordeuropäer handelte. Er war kein romanischer Typ, und ein anderer als Henry Darwood kam für Suko nicht in Frage. Er mußte der Tote sein.
Wie kam er hier auf den Friedhof? Und wieso hatte man ihn liegengelassen? Hatte John den Toten vielleicht auch schon gesehen?
Eine Reihe von Fragen stellte sich dem Inspektor, auf die ihm die Leiche sicherlich keine Antwort geben konnte. Die mußte er schon selbst finden.
Fragte sich nur wie.
Suko blieb auf der Stelle stehen, als er sich umschaute. Sein Blick glitt über den Friedhof, und wieder hatte er das Gefühl, beobachtet zu werden.
Waren es vielleicht die Monsterspinnen, die in irgendwelchen Höhlen hausten und ihn nicht aus den Augen ließen?
Das konnte sein, obwohl Suko daran nicht so recht glauben wollte.
Es mußte da noch jemand anderer in der Nähe hausen.
Seinen Blick richtete er wieder nach vorn. Dabei schaute er über ein Grab, und er sah sehr deutlich den außergewöhnlichen Grabstein. Ein Engel aus Stein, der in der rechten Hand ein Schwert hielt und in der linken einen Totenschädel.
Endlich war Suko in der Lage, sich diese Figur genauer anzusehen.
Von oben herab hatte er nicht erkennen können, daß es sich im einen Schädel handelte, nun fragte er sich, welch eine Bedeutung der Totenschädel auf der Hand des Engels wohl hatte?
Ohne Grund jedenfalls hielt er ihn nicht.
Und noch etwas fiel ihm auf.
Das Grab war zertrampelt. Ein Motiv konnte sich der Inspektor noch nicht vorstellen. Das zusammengedrückte spärliche Gras, die Spuren im Lehm, wenn man alles addierte, konnte dies durchaus auf einen Kampf hindeuten.
Und es mußte einen Grund gehabt haben.

Über ihn dachte Suko nach, als er den Boden genauer untersuchte, wobei er plötzlich ein Knirschen vernahm, das so gar nicht in die Ruhe des Friedhofs passen wollte.

Suko, bisher in gebückter Haltung, stand blitzschnell wieder aufrecht.

Er hatte das Knirschen vernommen, und es gab für ihn nur eine Möglichkeit, wer der Verursacher des Geräuschs gewesen sein könnte.

Der Engel!

Suko starrte ihn an.

Sein Blick fiel automatisch in das Gesicht der steinernen Figur, dort konnte sich unter Umständen etwas abzeichnen. Eine Verschiebung, vielleicht eine Bewegung der Augen, des Mundes oder noch mehr.

Nein, da hatte sich nichts getan. Suko war das Gesicht noch in der gleichen Erinnerung, wie er es beim erstenmal gesehen hatte.

Steinern, glatt und dennoch rauh.

Ein für ihn unangenehmer Augenblick.

Er schaute auf den Totenschädel. In diesem Augenblick erkannte er die volle Wahrheit.

Der Schädel hatte sich verändert!

Nicht dessen Umrisse, sondern die Augen. Die waren anders geworden. Suko konnte sich daran erinnern, daß er sie geschlossen in Erinnerung hatte, nun standen sie offen.

Weit offen!

Das Knirschen aber war nicht durch das Öffnen der Augen geschehen, es hatte einen anderen Grund gehabt. Die Schwertspitze schwebte über dem Boden, und sehr langsam wurde sie, als die Figur ihren Arm bewegte, in die Höhe gehievt.

Fasziniert schaute der Inspektor zu.

Noch bestand keine Gefahr für ihn, denn die Figur reagierte sehr langsam.

Das änderte sich in der nächsten Sekunde, denn unter Suko öffnete sich das Grab…

***

Claudia Darwood verging fast vor Angst!

Die Spinne hatte Nadine Lafour getötet. Welchen Grund sollte sie haben, ausgerechnet vor ihr Halt zu machen?

Keinen!

Und so sah Claudia die Lage sehr realistisch, trotz der schrecklichen Furcht, die in ihr steckte.

Sie würde der Spinne nicht mehr entkommen, und sie wollte sie auch nicht mehr sehen, aus diesem Grunde ließ sie das Feuerzeug stecken.

Wieder eine Berührung. Diesmal auf ihrem linken Oberschenkel.

Grauenhaft in der Dunkelheit, und das widerliche Bein der Spinne drückte hart in ihr Fleisch.

Die Engländerin verkrampfte sich. Sie öffnete den Mund zu einem Schrei, aber sie brachte es einfach nicht fertig, auch nur einen Laut auszustoßen.

Es war zu schlimm.

Wie ein tastender harter Finger kam ihr das Bein der Spinne vor, als es höher über ihren Körper glitt und plötzlich dicht über der Brust gegen den Hals tippte, um hineinzudrücken, so daß ihr für einen Moment die Luft abgeschnürt wurde.

Claudia röchelte. Der Atem wurde ihr knapp. Man raubte ihn einfach, sie bekam keine Luft mehr, tief in der Kehle bildete sich ein seltsames Würgegefühl.

War das das Ende?

Noch bekam sie alles mit. Sie empfand einen seltsamen Horror davor, daß es der Spinne gelingen konnte, mit ihrem Bein den offenstehenden Mund auszustopfen, so daß Claudia ersticken mußte. Vor so einem Tod hatte sie schon als kleines Kind eine furchtbare Angst empfunden. Nun lag er in greifbarer Nähe.

Sie wurde verschont. Es gab kein Spinnenbein, das sich in ihren Hals drücken wollte. Im Gegenteil, es zog sich für eine winzige Strecke zurück, aber das andere Bein packte sie an der linken Körperseite, übte Gegendruck aus und rollte Claudia herum.

Noch in der Bewegung merkte sie, daß die Spinnenbeine überall an ihrem Körper waren, und es mußte der Moment kommen, wo das Maul der Spinne über ihr aufklaffte, um sie zu verschlingen.

Der Moment kam nicht.

Statt dessen geschah etwas anderes.

Ein Ruck schüttelte Claudia durch. Sie merkte, daß sie von mindestens vier Beinen umklammert worden war und schwebte im nächsten Augenblick über dem schmalen Sims.

Erst jetzt wurde ihr bewußt, was die Spinne mit ihr vorhatte. Sie wollte Claudia nicht töten, sondern mitnehmen, und sie besaß tatsächlich Kraft, einen normal gewachsenen Menschen in die Höhe zu wuchten.

Für die Engländerin wurde es zu einem Alptraum, der einfach kein Ende nahm.

Zuerst dieser schreckliche Überfall in der Bodega, dann das grauenvolle Erlebnis mit Okastra, danach die erste Begegnung mit den Monsterspinnen, und nun der Transport.

Ja, sie wurde transportiert.

Weggeschafft…

War die Spinne satt? Hatte sie bereits an einem Opfer genug gehabt?

Grauenhafte Gedanken schossen der jungen Frau durch den Kopf, und sie wollte nicht mehr in den Fängen dieser Monsterspinne bleiben, deshalb versuchte sie sich mit aller Kraft dagegen zu wehren.

Es gelang ihr nicht einmal, ihren Körper in dem Griff zu drehen.

Zu hart hielten sie die Beine der Spinne. Dort, wo sie gegen den Körper drückten, spürte sie die Schmerzen, aber die Angst ließ seltsamerweise keine Schreie zu.

Einen Arm konnte sie normal bewegen. Den rechten, denn der linke war eingeklemmt.

Als sie um sich schlug, gelang es ihr sogar, ein Spinnenbein zu umklammern. Hart hielt sie fest. Noch einmal setzte sie all ihre Kraft ein, um das Bein von ihrem Körper wegzubekommen.

Es nutzte nichts.

Das Monster war einfach stärker, und in derselben Sekunde noch wurde Claudia gekippt.

Sie wußte, was das bedeutete. Die Spinne hatte, mit ihr als Beute, den Rand der schmalen Galerie überwunden und lief nun senkrecht an der Felswand nach unten.

Für Claudia Darwood wurde der Weg zu einer schrecklichen Tortur.

Durch die Drehung und das Abkippen der Spinne war sie auf den Kopf gestellt worden.

So ging es weiter.

Das Blut rauschte hinter ihren Schläfen. Das sonst so leise Tuckern wurde zu einem regelrechten Hämmern, auch ihr Herzschlag hatte sich verdoppelt, doch darauf nahm die Spinne überhaupt keine Rücksicht.

Sie setzte den Weg unbeirrt fort.

Immer tiefer.

Und schneller…

Dann ein Sprung.

Zum erstenmal löste sich aus der Kehle der jungen Frau ein Schrei.

Sie hatte Angst, in eine unauslotbare Tiefe zu fallen, doch das Spinnennetz fing sie weich und federnd auf.

Die folgenden Sekunden erlebte Claudia wie in einem Schreckenstraum, denn sie rechnete damit, daß die Spinne nun ihr Ziel erreicht hatte und mit ihr das gleiche begann, was sie mit Nadine Lafour getan hatte.

Zum Glück irrte sich Claudia.

Die Spinne lief weiter. Und sie wurde sehr schnell, denn sie konnte sich auf ihrem Netz sicher bewegen.

Welches Ziel sie hatte, wußte die gefangene Frau nicht. Sie rechnete nur damit, irgendwann einmal ein Opfer der Spinne zu werden.

Ihr blieb nichts anderes übrig, als sich in das unausweichliche Schicksal zu ergeben…

***

Ich sah die Spinne, die Spinne sah mich!

Sofort wußten wir beide, daß wir Feinde waren. Todfeinde, denn der eine wollte den anderen vernichten.

Sie wurde von mir aus nächster Nähe angeleuchtet. Zwar war der Lampenstrahl nicht gerade breit, aber was er aus der Finsternis hervorriß, reichte aus, um auch mir einen Schrecken einzujagen.

Und das Grauen sollte sich noch steigern.

Zunächst einmal hörte ich Sarrazans Stimme. Er brüllte von oben herab meinen Namen und verlangte, daß ich mich meldete.

Den Gefallen tat ich ihm nicht, denn die Spinne war in diesen Augenblicken wichtiger.

Sie öffnete ihr Maul.

Mir war seine Breite aufgefallen, und auch jetzt kam es mir vor wie ein kleines Tor, wobei an dessen Rändern zwei Zahnreihen schimmerten.

Damit konnte die Spinne etwas zermalmen.

Normale Tiere besaßen so etwas nicht. Deshalb war diese Spinne auch für mich ein Alptraum, eine Ausgeburt Schwarzer Magie, ein Killertier aus tiefster Hölle.

Wie sollte ich sie vernichten?

Vielleicht in die Augen schießen, die so seltsam schimmerten und das Licht meiner Lampe brachen.

Um zuschnappen zu können, mußte die Spinne näherkommen.

Das tat sie nicht. Statt dessen geschah etwas anderes.

Sie spie aus.

Zuerst wollte ich es nicht glauben, weil es zu grauenvoll war, dann erkannte ich es und sah plötzlich ein Skelett, das die Spinne aus ihrem Maul drückte.

Keine zerstörten oder zerstückelten Knochen, sondern ein Skelett, das noch so zusammenhing, als wäre es das Stück einer Ausstellung im Biologie-Unterricht.

Ich war diesmal geschockt, denn etwas an dem Skelett trieb mein Blut in Wallung.

Es war ein dünner bunter Stoffetzen, der noch in Ellbogenhöhe des rechten Arms hing.

Furchtbar…

Das konnte nur der Rest eines Kleides sein.

Vielleicht hätte ich die Spinne während des letzten Vorgangs angreifen sollen, doch sie hatte mich einfach zu sehr überrascht und ging nun selbst zum Angriff über.

Ich ließ mich auf die Knie fallen, wechselte die Lampe in die linke Hand und zog mit der rechten die Beretta.

Die Augen, du mußt auf die Augen zielen! Das hämmerte ich mir ständig ein.

Es war möglich, daß die Spinne etwas von der Gefahr ahnte, denn sie

bewegte ihren Schädel hektisch von einer Seite auf die andere.

Davon ließ ich mich nicht irritieren. Mit dem Lauf der Waffe verfolgte ich die Bewegungen, suchte einen günstigen Zeitpunkt und drückte ab.

In der Tunnelröhre klang das Echo des Schusses dumpf. Das Mündungsfeuer nahm ich kaum wahr, für mich war der Erfolg wichtig.

Und den hatte ich erreicht.

Die Spinne war zwar nicht im Zentrum des Auges getroffen worden, aber meine Kugel hatte sie am Rand erwischt, das Auge dort zerstört und war in den Schädel gedrungen.

Wären die Pupillen aus Glas gewesen, so hätte ich es klirren hören.

Statt dessen aber bewegte die Spinne ihre beiden Vorderbeine in die Höhe, knickte sie in Richtung des Kopfes ein und stach ein Bein in das getroffene Augen.

Dabei fiel sie zur Seite.

Sehr wachsam blieb ich hocken. Wenn es sein mußte, würde ich auch auf das zweite Auge schießen.

Mit ihrem Rücken rutschte die Spinne an der Felswand entlang.

Ich konnte wieder in das Gesicht schauen, sah den offenen Mund und auch das getroffene Auge, das gar nicht mehr so blank wirkte, sondern mit einer schleimigen Masse ausgefüllt war, die ihren Weg nach draußen suchte, die Höhlung des Auges zunächst ausfüllte und anschließend zu Boden tropfte.

Es waren dicke Schleimtropfen, die nach unten fielen, dort liegenblieben und sich zu Lachen ausbreiteten.

Ich stand auf.

Mußte ich noch einmal schießen?

Nein es war nicht mehr nötig. Mit dieser einen Silberkugel hatte ich den magischen Nerv dieses Monstertiers getroffen. Die Spinne blieb liegen und traf keine weiteren Anstalten, sich wieder in die Höhe zu stemmen.

Ich konnte aufatmen.

Endlich ein kleiner Sieg, denn nun wußte ich, wie die Spinnen zu töten waren.

Leider war es mir erst bei einer Spinne gelungen. Wie viele es von ihnen noch gab, war mir unbekannt. Ich hoffte, daß mir noch einige über den Weg liefen.

Dann schaute ich mir das Skelett an.

Es war furchtbar. Das mußte einmal ein lebender Mensch gewesen sein. Und nicht nur das.

Dieser Mensch hatte sicherlich noch bis vor kurzem existiert, denn sonst hätte ich nicht den Stoffetzen gesehen. Wahrscheinlich war es eine Frau gewesen, die sich die Spinne geholt hatte.

Nun wußte ich auch, welches Schicksal Paco, der Baske, erlitten hatte.

Sarrazan wartete noch immer über mir am Rand des Abgrunds. Er mußte den Schuß gehört haben. Bisher hatte er sich noch nicht gemeldet, das änderte sich nun, denn ich hörte ihn schreien.

»Sinclair, hören Sie mich?«

Ich drehte mich um und brüllte meine Antwort dem Stollenausgang entgegen. »Ja, ich habe dich verstanden!«

»Was ist los?«

»Ich mußte eine Spinne töten!«

Nach diesen Worten schwieg er für eine Weile. »Stimmt das auch, Sinclair?«

»Willst du dich überzeugen?«

Er lachte rauh. »Laß mal. Wenn du das sagst…« Ich hörte ihn husten.

»Wie hast du das denn geschafft?«

»Ich schoß auf ihr Auge.«

»Und Paco?«

»Von ihm habe ich bisher nichts gesehen.«

»Was willst du denn jetzt machen?«.

Eine gute Frage, auf die ich keine Antwort wußte. Viel hatte ich durch die Vernichtung der Spinne nicht erreicht. Wir hatten einen Gegner weniger, das war auch alles.

Sollte ich wieder zurückgehen oder nachschauen, wohin dieser Tunnel führte?

Ich entschied mich für letzteres.

Sarrazan sagte ich nichts davon. Zwar hörte ich seine Rufe, die zu wütendem Schreien wurden, aber das interessierte mich alles nicht.

Für mich war wichtig, den Anführer des Ganzen zu finden. Dieses Wesen namens Okastra.

Bisher hatte er sich mir nicht gezeigt. Vielleicht war er tatsächlich nur eine Legende, über die Menschen kaum zu reden wagten, aber die Spinnen hatten mich sehr mißtrauisch gemacht. Ihre Existenz konnte durchaus mit einer Leibwächterfunktion für Okastra zu vergleichen sein.

Die Tunnelröhre war eng, und sie wurde noch schmaler, je weiter ich fortschritt.

Ich ließ die Lampe eingeschaltet. Es dauerte gar nicht mehr lange, als ich vor mir ein Loch im Boden entdeckte.

Genau dort war der Gang zu Ende.

Vor dem Loch blieb ich stehen, kniete mich hin und leuchtete in die Tiefe.

Ein unheimlicher Schacht schien mich fressen zu wollen. Das Licht der Lampe verlor sich in der Tiefe, doch ich vernahm Geräusche. Da es um mich herum sehr still war, konnte ich sie deutlich hören.

Es war ein Schaben, ein Krabbeln. Der Schacht besaß die Funktion eines Schalltrichters, so daß ich die Laute ziemlich deutlich hörte und auch identifizieren konnte, wer sie verursacht hatte.

Da kamen nur die Spinnen in Frage!

Vielleicht befand sich dort unten ein regelrechtes Nest. Ich jedenfalls hatte keine Lust, in die Tiefe zu klettern und entschloß mich, den gleichen Weg wieder zurückzugehen.

Diesmal schneller. Als ich den Ausgang des Stollens erreichte, wurde ich vorsichtig und streckte zunächst einmal den Kopf nach draußen, um zu sehen, ob die Luft rein war.

Das Licht meiner kleinen Lampe huschte über das Netz. Wo es berührt wurde, funkelten die Fäden, die so dünn aussahen, dennoch ein großes Gewicht aushalten konnten.

Sarrazan hatte sich bisher nicht mehr gemeldet. Ich rief nach ihm.

»Ach, bist du auch wieder da?«

»Natürlich.«

»Ich dachte schon, du hättest dich aus dem Staub gemacht.«

Auf seine provozierende Art ging ich nicht ein, sondern erklärte ihm, daß ich wieder zu ihm kommen würde.

Der Aufstieg gestaltete sich ebenso schwierig wie der Abstieg.

Schließlich hatte ich die Strecke überwunden und stand neben Sarrazan, der mich mißtrauisch beäugte.

»Da war doch was«, sagte der Baske.

»Natürlich.«

»Und?«

»Ich killte eine Spinne, die zuvor ein Skelett ausspie. Dieses Skelett gehörte zu einer Frau. Wissen Sie nun, Señor, was Ihnen bevorsteht, wenn es den Spinnen gelingt, Sie zu töten?«

Er starrte mir ins Gesicht. »Ein Skelett?« flüsterte er.

»Ja.«

»Aber das kann nicht sein.«

Ich deutete nach unten. »Klettere selbst in den Schacht, dann wirst du es sehen.«

Der Baske knetete sein Gesicht. Ein paarmal zwinkerte er mit den Augen, verzog den Mund, schluckte und schüttelte den Kopf. So durcheinander hatte ich ihn noch nie gesehen.

»Haben wir noch Chancen?« fragte er leise.

»Noch leben wir.«

Er lachte. »Richtig, aber was ist das für ein Leben? Ein verdammt mieses.«

»Besser als keins.«

Sarrazan entschwand meinem Blickfeld. Er war zurückgetreten, blieb irgendwann stehen, so daß ich seine Schritte nicht mehr hörte und es still wurde.

Bis auf den Schrei!

Wo er aufgeklungen war, wußte keiner von uns zu sagen. Daß ich mich nicht getäuscht hatte, erkannte ich an der Reaktion des Basken.

Er stand sofort wieder neben mir, faßte mich an und zischte: »Hast du das auch gehört, Sinclair?«

»Bin ja nicht taub!«

»Das war eine Frau!« behauptete Sarrazan.

»Woher willst du das wissen?«

»Hör zu, Sinclair. Ich bin in den Bergen groß geworden. Da muß man sich nicht nur auf seine Augen, sondern auch auf sein Gehör verlassen können. Meines ist geschärft. Ich kann sehr gut unterscheiden, ob ein Mann oder eine Frau geschrieen hat. Und das war eine Frau.« Er ließ mich los, drehte sich in die Runde und hob den Arm halb an, wobei er ihn dann fallen ließ und schließlich über das Spinnennetz deutete.

»Wenn mich nicht alles täuscht, ist der Schrei aus dieser Richtung aufgeklungen. Ja, ich bin fast sicher, Sinclair.«

Ich glaubte ihm. Aber wer hatte da geschrieen? Meine Gedanken drehten sich um dieses Problem. Wenn ich davon ausging, daß es tatsächlich eine Frau gewesen war, kam ich automatisch nur zu einem Ergebnis.

Claudia Darwood!

Sie war in Campa zurückgeblieben. Sie hatte mit Okastra zu tun gehabt und folglich auch mit den Spinnen. Irgendwie mußte es unseren Gegnern gelungen sein, sie in ihre Gewalt zu bekommen.

Verdammt auch.

»Was hast du?« fragte mich Sarrazan. Er hatte bemerkt, daß ich mit meinen Gedanken ganz woanders war.

Ich hob die Schultern. »Wahrscheinlich weiß ich sogar, wer da geschrieen hat!«

»Und?«

»Ich erklärte es ihm.«

Er nickte. Schließlich kannte Sarrazan Claudia Darwood ebenfalls.

Er und Paco waren in ihr Zimmer eingedrungen und hatten sie mit Waffengewalt entführen oder etwas aus ihr herauspressen wollen, und nun schien Claudia ebenfalls in den Kreislauf des Schreckens hinein geraten zu sein. Keine guten Aussichten.

»Schalt mal die Lampe an!« verlangte Sarrazan.

Die Idee war gut. Ich ließ den dünnen Lichtfinger wieder über das unter uns liegende Netz wandern, sah die zahlreichen Maschen und stellte auch fest, daß sie sich bewegten.

Sarrazan hatte die gleiche Entdeckung gemacht. Seine Stimme klang gespannt, als er seine Vermutung akustisch preisgab. »Da kommt bestimmt eine Spinne.«

Sollte dies der Fall sein, war sie noch immer so weit entfernt, daß der

Strahl sie nicht erreichte.

Das änderte sich bald.

Durch das breite Schwenken der kleinen Lampe erreichte ich eine gute Streuung und leuchtete auch nicht nur auf einen Fleck. Von unserem Standpunkt aus gesehen mußten wir nach rechts schauen, um das Schreckliche zu erkennen.

Sarrazan fluchte in seiner Heimatsprache.

Ich sagte gar nichts, denn das kalte Entsetzen lahmte meine Reaktionen.

Eine Täuschung war es nicht.

Aus der Düsternis tauchte eine weitere Monsterspinne auf. Sie lief nur auf sechs Beinen, die restlichen hatte sie angehoben, und zwischen ihnen klemmte ein Mensch.

Claudia Darwood!

***

Suko war ein Mann der schnellen Reaktionen!

Ein anderer hätte eine mindestens doppelt so lange Schrecksekunde gehabt. Doch der Chinese handelte in dem Augenblick, als die Graberde unter ihm nachgab.

Er warf sich zurück, krachte mit dem Rücken gegen die Kante, rutschte aber wieder nach vorn, und es sah so aus, als würde ihn die Tiefe trotz allem noch verschlingen.

In der Luft hängend drehte sich Suko. Eine artistische Leistung. So gelang es ihm, die Arme nach vorn zu schleudern und sich am Rand des Grabs festzuhalten.

Da hing er nun, während seine Beine in der Tiefe verschwanden und leider auch schwangen.

Lange konnte sich Suko nicht halten, er mußte wieder hoch, denn hinter sich vernahm er wieder das Knirschen.

Da hatte der Engel seinen Arm bewegt…

Für Suko wurden die nächsten Sekunden endlos lang. Es war schlimm zu wissen, daß sich hinter ihm ein Gegner befand, der Sukos Tod wollte und es eigentlich leicht hatte, denn der Chinese bot ihm seinen ungeschützten Rücken.

Das konnte nicht gutgehen…

Woher der Mann plötzlich kam, wußte Suko nicht zu sagen. Jedenfalls war er da, stand am Grabrand, bückte sich, streckte die Arme aus und umklammerte die Handgelenke des Inspektors.

Ohne ein Wort zu sagen, riß er Suko in die Höhe, schleuderte ihn nach vorn, und Suko, der sich sofort wieder drehte, sah, daß die Grabplatte hochschwang und die Öffnung verschloß.

Auch der Engel hatte wieder seine normale Haltung eingenommen, als wäre nichts geschehen.

Der Inspektor wischte sich über die Augen. Hatte er nur geträumt?

Nein, das Grab wäre ihm fast zum Verhängnis geworden, und auch der Engel hatte reagiert, obwohl es eine Steinfigur gewesen war.

Einen Schritt entfernt wuchsen zwei Beine in die Höhe. Suko, der bisher kniete, stand auf und schaute sich seinen Retter an.

Es war ein Einheimischer. Der Mann lächelte Suko zu. »Darf ich Ihnen zum neuen Leben gratulieren, Señor?« sagte er. Dabei sprach er ein sehr hartes Englisch.

»Das dürfen Sie in der Tat, Señor, und ich darf mich bei Ihnen bedanken.«

Suko reichte seinem Retter die Hand und drückte sie fest. »Wären Sie nicht gewesen, hätte mich…«

»Der Berg verschluckt«, vollendete der andere die Aussage.

Suko nickte nur. Dann fragte er: »Wer sind Sie, Señor?«

»Ich heiße Sanchez!«

»Etwa Romero Sanchez?«

»Richtig.«

Der Chinese lachte. »Sie hat wirklich der Himmel geschickt, denn genau Sie habe ich gesucht.«

Sanchez zeigte sich erstaunt und deutete mit dem Zeigefinger auf seine Brust. »Mich?«

»Ja, nur Sie.«

»Aber wie kommen Sie dazu, mich zu suchen? Ich bin Ihnen doch völlig unbekannt.«

»Ich Ihnen, Sie mir aber nicht. Wir haben sogar einen gemeinsamen Bekannten und möglicherweise auch zwei.«

»Wer ist das?«

»Henry Darwood und John Sinclair!«

Romero Sanchez kniff die Augen leicht zusammen. »In der Tat, ich kenne sie«, erwiderte er gedehnt.

»Dann wäre ja alles klar.«

Sanchez hob die Schultern. »Es kommt darauf an, was Sie darunter verstehen. Ich für meinen Teil bin mir nicht so sicher, wissen Sie.«

»Wieso?«

»Nun ja, es sind Dinge passiert… und ich muß Ihnen sagen, daß Ihr Bekannter, dieser John Sinclair …«

»Was ist mit ihm?«

»Er ist verschwunden. Wir waren bis vor kurzem noch zusammen, doch jetzt…«

»Erzählen Sie, Sanchez!«

»Gern, wenn Sie Zeit haben.«

»Für so etwas immer.« Selbst Suko war nervös geworden. Er ahnte, daß er unter Umständen der Lösung des Falles auf die Spur gekommen war, und Sanchez ließ sich nicht lange bitten. So erfuhr Suko aus

erster Hand, was sich in der Bodega abgespielt hatte.

»Und John war hier auf dem Friedhof?«

Sanchez nickte. »Ich habe ihn selbst hergefahren.« Er deutete auf den Torso. »Wir wollten ihn abholen, doch ich bekam einen Schlag auf den Schädel.«

»Und was wollten Sie hier?«

»Noch einmal nachschauen.«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das alles nicht.«

»Da haben Sie ein wahres Wort gesprochen, Señor. Zunächst wußte ich nicht, wo ich Sie einordnen sollte. Ich sah Sie kommen und wartete lieber ab.«

»Das hätte ich auch getan. Nun darf ich Ihnen noch einmal danken, daß Sie mich gerettet haben.« Suko deutete zu Boden. »Wo wäre ich da wohl gelandet?«

»Ich sagte Ihnen schon. Im Innern des Berges.«

»Sicher. Aber was befindet sich da?«

»Zahlreiche Verstecke. Seit Hunderten von Jahren schon. Es ging damals um die Sarazenen…« Sanchez zeigte sich sehr gesprächig und erklärte dem Inspektor die blutige Geschichte des Dorfes.

Suko hörte aufmerksam zu. Er ahnte schon, daß hier ein sehr komplizierter und brandheißer Fall anlag. Er mußte höllisch achtgeben, daß er nicht zwischen die Mühlsteine geriet und es ihm letztendlich nicht so erging wie John Sinclair.

»Dann könnte John also in diesem Berg stecken?« erkundigte er sich.

»Ja.«

»Ich werde hineingehen.«

Sanchez erschrak und hielt Suko an der Schulter fest. »Um Himmels willen, nur das nicht.«

»Wieso?«

»Es ist gefährlich. Die Legende sagt, daß derjenige, der freiwillig in den Berg gegangen ist, auch nicht wieder zurückkehrt.«

»Gibt es nur diesen einen Eingang?« fragte Suko.

»Das glaube ich nicht.«

»Dann suchen wir doch den zweiten«, erwiderte Suko und deutete auf den Engel. »Aber vorher werde ich mich um ihn kümmern. Er hat sich bewegt, das habe ich genau gesehen.«

Romero Sanchez lachte, was Suko wiederum irritierte. »Was haben Sie? Stimmt etwas nicht?«

»Schon. Aber wie kommen Sie dazu zu sagen, daß sich der steinerne Engel bewegt hat?«

»Weil ich es selbst gesehen habe.«

»Das ist doch Unsinn. Nein, das nimmt Ihnen keiner ab. Die Grabsteine können nicht leben. Die sind aus Stein, und damit basta. Alles klar, Señor?«

»Für mich nicht.«

Suko ließ Romero Sanchez stehen und umrundete das Grab sehr vorsichtig. An der Rückseite der Figur blieb er stehen.

Da konnte Sanchez sagen, was er wollte. Suko hatte gesehen, daß sich der Engel bewegt hatte, und davon ließ er sich nicht abbringen.

Der Totenkopf und das Schwert, beide waren nicht mehr ruhig geblieben.

Und wenn sich steinerne Gegenstände bewegten, kam für Suko nur eine Alternative in Frage.

Schwarze Magie!

Er zog seine Peitsche, schlug den Kreis und ließ die drei Riemen ausfahren. Eine weiße Monsterspinne hatte er auf diese Art und Weise erledigen können. Wenn sie und das Grabmal irgendwie in Verbindung standen, mußte er auch hier Erfolg haben.

Suko holte aus. Er zielte nicht auf das Schwert oder den Totenschädel, sondern auf den Kopf der Figur.

Der Schlag.

Von der anderen Seite schaute Romero Sanchez zu, wie die drei Riemen durch die Luft pfiffen und haargenau ins Ziel trafen. Das Klatschen schreckte den Spanier auf. Suko hatte sich an das Geräusch gewohnt, und er ging einen Schritt zurück, nachdem die Peitsche das Ziel getroffen hatte.

Reagierte die Figur?

Ja, es tat sich etwas!

Die magische Kraft der drei Riemen hatte den Stein zerrissen. Er platzte auseinander, erinnerte an die Schale einer Frucht, denn die Stücke flogen nach vier Seiten weg.

Jemand anderer kam darunter zum Vorschein.

Es war ein Mensch!

Suko verstand nichts mehr. Das Schwert blieb, der Totenkopf blieb, nur die äußere Steinhülle war verschwunden. Statt dessen schaute er auf den Rücken eines Menschen.

Eines Toten…

Tief atmete Suko ein. Er warf einen Blick an der Figur vorbei und sah in das leichenblasse Gesicht des Romero Sanchez. Dieser Mann konnte den Menschen von vorn sehen, und das wollte Suko ebenfalls. Deshalb baute er sich wieder vor dem Grab auf.

Ein unheimliches Bild bot sich seinen Augen. Es gab keinen großen Unterschied zwischen der ehemaligen Steinfigur und dem vor ihm stehenden Mann. Der Tote war ebenso starr, unbeweglich und nicht verwest. Er trug nach wie vor das Schwert in der rechten und den Totenschädel in der gedrehten linken Hand.

Der Mann war nackt. Seine Haut, falls man überhaupt davon noch sprechen konnte, besaß einen seltsamen Grauton, als wären unzählige

Staubpartikel daraufgeklebt worden. Auch das Gesicht war deutlich zu erkennen. Es zeigte die Züge eines romanischen Typs, wie es die Spanier eben waren.

Und es kam Suko bekannt vor.

Im ersten Augenblick wollte er es nicht glauben, weil es einfach zu unwahrscheinlich war. Er runzelte die Stirn, dachte intensiver über dieses Phänomen nach und sah seine erste Vermutung bestätigt.

Kalt rann es über seinen Rücken. Er fühlte plötzlich, daß längst nicht alles so glatt lief, wie er es sich vorgestellt hatte, daß hier möglicherweise ein uraltes Geheimnis verborgen lag, dem er auf die Spur gekommen war.

Dieses Gesicht, diese Züge, die Nase, auch der Mund. Es gab keinen Zweifel, das war er. Das war der Mann, der Suko erst vor wenigen Minuten kennengelernt hatte.

Romero Sanchez!

Der Chinese drehte sich um.

»Ich glaube, Sie haben mir etwas zu erklären, Señor«, sagte er.

Sanchez nickte. »Das habe ich in der Tat«, erwiderte er leise und ließ Suko in die Mündung einer spanischen Armee-Pistole blicken…

***

Nicht nur Sarrazan stand wie angewachsen auf der Stelle, auch ich bewegte mich nicht. Zu hart und grausam hatte mich diese Überraschung getroffen.

Claudia Darwood befand sich in den Klauen einer weißen Monsterspinne. Dieses mutierte Tier hatte sie in sein Reich geholt, und wie es aussah, besaß die Frau keine Chance mehr, der unheimlichen Spinne zu entkommen.

Sie und ihre Artgenossen waren innerhalb dieses Bergs die wahren Herren, das hatten sie uns schon mehr als einmal bewiesen.

Ich sprach nicht, und Sarrazan neben mir stöhnte auf. Er redete anschließend, wobei er einen Dialekt verwendete, den ich nicht verstand.

Ob Claudia tot oder bewußtlos war, konnte ich nicht erkennen.

Jedenfalls bewegte sie sich nicht. Sie hing regungslos in der Beinklammer. Ein Arm, es war der linke, pendelte bei jeder Bewegung der Spinne, wobei die Spitzen der Finger über die klebrigen Fäden des Netzes strichen.

Die Spinne setzte ihren Kurs fort. Ob sie uns entdeckt hatte oder nicht, das wußten wir nicht. Jedenfalls setzte sie ihren Kurs fort und wandte uns das Profil zu.

Der Baske neben mir begann vor Erregung zu zittern. Mit einer heftigen Bewegung griff er unter seine Jacke und holte die Pistole hervor. Er legte schon an, da schlug ich auf seine Hand.

»Nein, nicht!«
»Aber wir müssen sie befreien.«
»Natürlich. Nur nicht so. Wer sagt Ihnen denn, daß Sie nicht die Frau treffen?«
Sarrazan schaute mich erstaunt an. »Ist die denn nicht tot?«
»Können Sie das mit Bestimmtheit sagen?«
»Nein.«
»Na bitte. Dann sollten wir davon ausgehen, daß sie noch lebt.«
Sarrazan hob die Schultern. Seine Wangen bewegten sich, als er einen unsichtbaren Kloß schluckte. »Ich weiß es nicht, ich kann es mir nicht vorstellen. Du hast von dem Skelett erzählt…«
»Shut up!« sagte ich hart.
Er schwieg tatsächlich. So wurde ich nicht abgelenkt und konnte in Ruhe beobachten, wie die Spinne einen Kreisbogen schlug und mir ihr Gesicht zuwandte.
Seltsamerweise blieb sie bei ihrem »Tanz« auf dem Netz stets im blassen auslaufenden Schein der Lampe. Mir kam es so vor, als wollte sie, daß wir sie und vor allen Dingen das Opfer sahen.
Noch immer rührte sich Claudia nicht. Ihr langes Haar fiel wie eine Flut nach unten. Manchmal strichen die Spitzen auch über das klebrige Seil, blieben aber nicht hängen.
Die Monsterspinne stoppte.
Irgendwie kam ich mir vor wie in einem Theaterraum, wobei das Netz die Bühne darstellte, auf der sich die Akteure bewegten. Es war ein schauriges Bild, und ich ahnte, daß sehr bald etwas passieren mußte.
In der Tat.
Zunächst bewegte sich das Netz. Diesmal stärker als bei der Ankunft der ersten Spinne. Es wurde regelrecht eingedrückt, und es breiteten sich Wellen aus, die, ähnlich wie bei einem See, am Rand der Felswand ausliefen.
Das Netz wippte, schwankte, und ich wußte, daß so etwas nicht von ungefähr kam.
Die Spinne stand regungslos. Sie und Claudia schienen nicht mehr zu leben, sondern nur Figuren zu sein.
»Das hat was zu bedeuten«, raunte Sarrazan. »Vielleicht sollte man jetzt schießen…«
»Nein!« quetschte ich zwischen den Zähnen hervor. »Machen Sie sich und die Frau nicht unglücklich.«
»Aber wenn…«
Es interessierte mich nicht, was er hinzufügen wollte, denn aus dem Dunkel erschienen sie.
Spinnen!
Groß, weiß, unheimlich anzusehen. Gewaltige Monstren, auf acht

starken Beinen laufend und auf den Fäden des Netzes wie Artisten balancierend und dennoch so sicher gehend, daß es mich schon fast wunderte.

Es war eine unheimliche Erscheinung, die bei mir Magendrücken verursachte.

Ich hielt unwillkürlich den Atem an, zwinkerte mit den Augen, wollte das Bild verscheuchen, doch es blieb.

Spinne auf Spinne kam.

Sieben zählte ich.

Sie waren zunächst hintereinander gelaufen, so daß sie eine Reihe bilden konnten. Nun, da sie ihr Ziel erreicht hatten, fächerten sie auseinander und bauten sich rechts und links neben der Spinne auf, die Claudia Darwood in ihrem Maul hielt.

Acht Spinnen bildeten eine Reihe und damit ein für uns unüberwindliches Hindernis.

Neben mir begann Sarrazan zu lachen. »Da kommen wir nicht weg!« sagte er hastig. »Verdammt, die haben uns. Wir kriegen keine Chance, die lassen uns verrecken…«

»Mensch, sei ruhig!«

Ich war sauer auf den Typ. Er hatte sich nicht gescheut, eine hilflose Frau anzugreifen, doch jetzt, wo er wirklich Stärke und Mut beweisen konnte, stand er da, als hätte er schon die Hosen voll.

Ein Typ zum Abgewöhnen!

Es war noch nicht zu Ende. Nur der Aufmarsch der Gladiatoren hatte bisher stattgefunden, denn nun erschien derjenige, der diesem Horror seinen Stempel aufgedrückt hatte.

Okastra!

Er war eine Wolke! So sah es im ersten Augenblick aus. Woher die Wolke gekommen war, konnte ich nicht sagen. Sie war da und erreichte den Rand des Lichtscheins, der von meiner kleinen Lampe abgegeben wurde. Nebel wallte in den hellen Streifen. Träge Schwaden trieben über das Netz, als wollten sie sich krampfhaft daran festklammern. Sie wallten, quirlten, wurden größer, zogen sich kurz darauf zusammen, verteilten und verdichteten sich.

Eine Nebelwand entstand.

Sie blieb stehen, obwohl sie sich bewegte.

Ich konnte trotz der schlechten Beleuchtung erkennen, daß es sich um einen blauen Nebel handelte, und meine erste Befürchtung, es mit dem Todesnebel zu tun zu haben, bewahrheitete sich nicht.

Der Nebel hatte sich so weit ausgebreitet, daß er uns eine direkte Sicht auf die acht Spinnen nahm. Die meisten von ihnen verschwammen hinter dieser unruhigen Wand, und nur die Spinne, auf die es ankam, blieb zum Teil in unserem Sichtfeld.

Und mit ihr Claudia Darwood!

Eine Frau, die eine Hölle durchgemacht hatte, sich nicht mehr rühren konnte und vom Maul des Monsters umklammert wurde.

Dann erschien er.

Er kam aus dem Zentrum. Der Mann, der aus dem Nebel schritt.

Ein Monstrum ein Ungeheuer?

Vielleicht beides, denn Sarrazan und ich entdeckten etwa in Kopfhöhe ein glühendes rotes Augenpaar, dessen Blickrichtung sich nicht änderte und starr auf uns fixiert war.

Das also war Okastra!

Noch sah ich ihn nicht genau, nur seinen Umriß, aber schon die Augen reichten. Und ebenfalls das, was aus den grauen Wolken hervorschaute.

Ein langer Gegenstand, der vorn spitz zulief.

Sein Schwert!

Ich dachte daran, daß Okastra zum Volk der Sarazenen gezählt hatte.

Diese Gruppe stammte aus dem Nordosten der arabischen Halbinsel und hatte sich später mit den Arabern vermischt.

Das war mir bekannt, und ich wußte auch um die Stärke dieser Menschen. Sie waren als tollkühne Krieger bekannt geworden und Meister der Schmiedekunst. Vielleicht wie Nathan, der Schmied aus Atlantis, dem Kara das Schwert mit der goldenen Klinge verdankte.

So war es auch hier. Die Sarazenen verstanden es ausgezeichnet, Waffen zu schmieden. Ihre messerscharfen Schwerter waren berühmt und bei den Feinden berüchtigt.

Man hatte viel über die Sarazenen geschrieben und wenn auch nicht alles stimmte, so blieb noch genügend übrig, um mir Angst einzujagen.

Im Gegensatz zu den acht Spinnen dachte Okastra nicht daran, in ihrer Nähe zu bleiben. Er setzte sich weiter in Bewegung und kam auf uns zu.

Dabei nahm er den direkten Weg. Er konnte über das Spinnennetz gehen, das für einen normalen Menschen eine tödliche Falle war. Es war nicht einmal zu erkennen, ob er das Netz überhaupt berührte.

Der Nebel begleitete ihn, und mir kam es so vor, als würde er über die einzelnen Fäden hinwegschweben.

Ich hatte die Hände geballt und zitterte innerlich. Eine Entscheidung stand dicht bevor, das wußte ich genau, und sie würde in den nächsten Minuten fallen.

Näher und näher kam Okastra.

Mittlerweile konnte ich auch seine Gestalt besser sehen. Der schmale Lichtfinger stach in die Nebelwolke und sah so aus, als wäre er an seinem Ende, regelrecht verdampft.

Okastra blieb stehen.

Nicht ein Wort drang über seine Lippen. Er glich in diesen

Augenblicken einem Denkmal.

Ich sah ebenfalls keinen Grund, die Initiative zu ergreifen, nur Sarrazan neben mir schien auf einem Nerventrip zu sein, denn er atmete hastig und stoßweise.

»Da kommen wir nicht mehr weg. Nein, verdammt, es wird uns wie Paco ergehen.«

Auch in mir stieg die Spannung, und sie erreichte allmählich einen Siedepunkt.

Wie würde es weitergehen?

Okastra wollte etwas von mir, also mußte er die Initiative ergreifen und nicht ich.

Das tat er auch.

»Ihr seid in mein Reich eingedrungen«, erklärte er, »obwohl ich euch nicht darum gebeten habe…«

Ich vernahm die Worte, doch ich verbannte sie aus meinem Kopf.

Diese Stimme, mein Gott, wie hörte sie sich nur an. So seltsam hallend, so hohl, wie aus einem Grab kommend. Gleichzeitig weit entfernt und doch so nah. Die Stimme eines lebenden Toten.

»Es war Schicksal«, erwiderte ich. »Ich wäre freiwillig nicht…«

»Das spielt keine Rolle mehr. Du bist ein Gegner, und ich verfahre mit Gegnern so, wie ich es schon immer getan habe. Als Sarazene habe ich die Pflicht, dich zu vernichten. Anders kann meine Ehre nicht gerettet werden.«

Es war immer das gleiche Spiel. Er drohte mir, er stand vor mir, er nahm sich und mich als Tatsache hin, ich aber wollte wissen, wieso dies geschehen konnte und welche Motive ihn leiteten. Daß es schwarzmagische waren, daran gab es keinen Zweifel, aber es mußte noch andere Dinge geben.

Und die wollte ich wissen.

»Wie kommt es, daß du lebst?« fragte ich.

»Hat man dir das nicht berichtet?« erklang die Gegenfrage aus der Wolke.

»Nein.«

»Die Menschen glauben nicht mehr an mich, wie?«

»Zum Teil. Sie halten dich für eine Legende. Für einen Spuk, mehr nicht.«

»Das bin ich eigentlich auch. Ein Spuk, aber ein Spuk, der lebt, der fühlen und begreifen kann, und der Bescheid weiß. Mir ist bekannt, welch ein Gegner vor mir steht, und ich fasse es sogar als Ehre auf, den Geisterjäger John Sinclair zu erledigen. Die Mächte der Finsternis schlafen nicht. Sind sie auch oft verfeindet oder zerstritten, in der Vernichtung ihrer Gegner sind sie sich einig, und sie informieren sich untereinander, wer ihre Feinde sind.«

Das konnte ich mir vorstellen. Auf irgendeine Art und Weise

gehörten alle Schwarzblütler zusammen, waren sie auch noch so verschieden.

Ich war Okastra also bekannt, aber ich kannte ihn nicht und wußte nichts von seinen und auch nichts aus der fernen Vergangenheit.

Danach wollte ich ihn fragen.

»Wie kommt es, daß du nicht vermodert bist?«

»Weil die Menschen nicht glauben wollten und ich einen großen Beschützer habe.«

»Den Teufel?«

»So ähnlich. Aber es gibt einen Dämon, den ihr Menschen schon zu biblischen Zeiten verflucht habt. Das ist Baal. Es ist mein Helfer. Seine Magie hält mich am Leben, denn ihm habe ich gedient, als wir Sarazenen in dieses Land einfielen. Ich wußte, was ich zu tun hatte, um Baal ein rechter Diener zu sein. Die Menschen des Altertums haben um das goldene Kalb getanzt und dem Götzen Baal Menschenopfer gebracht. Das hatte ich nicht vergessen, und ich brachte Baal die Opfer, denn es waren meine Feinde. Sie haben sich vor mir versteckt, nur nicht gut genug. Ich fand und tötete sie der Reihe nach, wobei ihr Blut das Innere des Berges tränkte und von den zahlreichen Spinnen aufgesaugt wurde, die hier lebten. Durch mein Schwert war ihr Blut magisch verseucht. Die Menschen starben, aber sie wurden wiedergeboren. Als weiße Monsterspinnen, die von nun an mir gehorchten. Und so überlebte ich die langen Zeiten im Schutze der Spinnen. Die Menschen hatten gedacht, sie könnten mich töten. Sie haben sogar einen Friedhof über dem Berg errichtet und eine Figur auf ihm demjenigen geweiht, der sich mir damals entgegenstellte. Es war ein Mann eurer Kirche, ein spanischer Feldherr, er war mächtig, denn er kämpfte mit starken Waffen. Ihm gelang es, mich zu bannen. Aber auch er verlor sein Leben. Ich tötete ihn auf magische Weise, nachdem er mich verflucht hatte und ich nicht mehr aus diesem Berg herauskonnte. So verbrachte ich die langen Jahre mit dem Wissen, daß es mir gelingen würde, denn meine Spinnen kratzten irgendwann das Gestein auf und schufen Ausgänge. Nun ist der Weg für mich frei, und ich habe ebenfalls einen Helfer unter den Menschen, die das Grab, das von meinem Gegner bewacht wurde, zu einer Falle machten, durch die auch du gerutscht bist, Geisterjäger.«

Jetzt war ich um einiges schlauer. Geändert allerdings hatte sich nichts. Leider.

Ich konnte also mit mehr Spinnen rechnen, als ich sah. Wie ich wußte, waren damals sämtliche Einwohner von Campa vor den Horden der Sarazenen in den Berg geflüchtet und in dieser stockdunklen Tiefe zu Monsterspinnen geworden.

Doch was hatte Henry Darwood mit der Sache zu tun gehabt?

Auf ihn sprach ich Okastra an, und er wußte auch sofort, wen ich

damit meinte.

»Er kam aus der Fremde und glaubte nicht an die Dinge, die man sich erzählte. Fast hätte er das Geheimnis des Friedhofs ergründet, aber ich kam ihm zuvor. Den Schädel schlug ich ihm ab und mein Helfer kümmerte sich um ihn.«

»Wer ist es?« wollte ich wissen.

»Er heißt Romero Sanchez!«

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Natürlich, ich hatte geschlafen.

Wenn sich einer unerkannt hatte bewegen können, dann war es einzig und allein Romero Sanchez, denn er genoß das Vertrauen der Bevölkerung und konnte für Okastra die Weichen stellen. Mein Verdacht, die beiden Basken hätten für diese grausame Tat gesorgt, erwies sich nun als völlig absurd.

Diese Tatsachen mußte ich zunächst einmal verkraften. Damit hatte ich wirklich nicht gerechnet.

Romero Sanchez!

Und ich hatte Claudia Darwood bei ihm zurückgelassen. Sicherlich hatte er dafür gesorgt, daß auch sie in die Klauen des fürchterlichen Okastra geraten war.

»Weißt du nun Bescheid?« fragte mich der Sarazene.

»So einigermaßen.«

»Dann kannst du ja herkommen.«

Ich lachte auf. »Zu dir?«

»Klar.«

»Du glaubst doch nicht im Ernst, daß ich über das Netz gehe. Ich käme keinen Schritt weit.«

»Es wird dich nicht behindern!«

»Und wenn ich nicht komme?«

»Sorge ich dafür, daß die Spinne, die die Frau trägt, ihr Maul öffnet und sie verschluckt.«

Das war deutlich genug. Verdammt deutlich, sogar. Mir blieb wirklich nichts anderes übrig, als dem Befehl Folge zu leisten. Eine andere Alternative sah ich nicht.

Zum erstenmal nach unserem Dialog meldete sich Sarrazan. Aus seiner Kehle drang ein heiseres Lachen. »Du bist doch verrückt, Engländer, willst du wirklich da hingehen?«

»Bleibt mir eine Wahl?«

»Klar, wir kämpfen.«

Ich deutete nach vorn. »Kommst du gegen die Spinnen an?«

»Nein, aber…«

»Also werde ich gehen!«

»Und mich zurücklassen, wie?« Er wurde wütend und schlug zu.

Obwohl ich aufgepaßt hatte, überraschte er mich mit dieser

Reaktion.

Ich mußte den Hieb einstecken, der mich dicht über der Gürtelschnalle erwischte, mir die Luft zum Atmen nahm und mich gleichzeitig in die Knie trieb.

Darauf hatte der Baske nur gewartet. Er zog seine Pistole. Verdammt schnell war er, hob den rechten Arm und ließ den Lauf auf mich niedersausen.

Ich trat gegen seine Beine.

Sarrazan brüllte wütend, weil er aus der Richtung gerissen wurde.

Sein Hieb verfehlte mich. An meinem Gesicht vorbei wischte der Waffenlauf, und Sarrazan folgte der Bewegung mit torkelnden Schritten. Er konnte sich kaum fangen, geriet aber zum Glück nicht zu nahe an den Rand des Abgrunds.

Ich konnte noch nicht nachsetzen, weil ich den überraschenden Hieb nicht verdaut hatte.

Andere reagierten.

Es waren die Spinnen. Ich wurde aufmerksam, als ich über meinem Kopf ein Zischen vernahm.

Sofort schaute ich hoch, sprang auf und hatte kaum eine stehende Haltung erreicht, als ich schon die Schreie des Basken vernahm.

Ihn hatten die Spinnen erwischt. Wie echte Tiere besaßen auch sie Drüsen, wobei aus ihnen die gefährlichen Fäden schlugen und zuckend wie Schlangen ihren Weg ins Ziel fanden.

Das war Sarrazan.

Die Fäden waren genau gezielt gewesen und umwickelten den Mann wie dünne Seile. Er konnte sich gegen diese starken und klebrigen Fesseln nicht wehren, und auch ich war zu langsam.

Sarrazan wurde das nächste Opfer der Monstren.

Mehrere Spinnen hatten ihre Netzfäden aus den Drüsen gepreßt und Sarrazan damit umwickelt. Er kam mir vor wie ein Paket, und es gelang ihm nicht mehr, die Arme oder Beine zu bewegen, da sich die klebrigen Fäden eng um den Körper preßten.

Er war verloren…

Das wußte er. Deshalb schrie er auch so, und ich kam mir so verdammt hilflos vor, denn ich war einfach nicht schnell genug, um noch etwas für ihn tun zu können.

Die Spinnen hatten ihre Erfahrungen. Sarrazan war nicht ihr erstes Opfer und würde wohl auch nicht das letzte sein, wie es so aussah.

Ein Ruck lief durch seine Gestalt.

Für einen Moment blieb er noch auf der Stelle stehen, dann kippte er weg, genau in dem Augenblick, als ich mich wieder gefangen hatte und zugreifen wollte.

Meine Finger faßten ins Leere. Ich drehte mich nach links, um nachzugreifen, da aber hatte die Wucht den Basken bereits über die

Kante des Abgrunds geschleudert.

Ich war mit einem Satz da, hörte sein Schreien und sah, daß er bereits im Netz lag.

So schmal der Lampenstrahl auch war, er leuchtete direkt in das angstverzerrte Gesicht des Basken, der wußte, daß er keine Chance mehr besaß.

Ich änderte die Richtung des Strahls, weil ich Okastra sehen wollte, erkannte innerhalb des Nebels seine diffuse Gestalt und schleuderte ihm mit sich überschlagender Stimme die nächsten Worte entgegen.

»Laß ihn los, verdammt! Gib deinen Spinnen den Befehl, ihn nicht zu töten!«

Okastra lachte nur. Ich wußte Bescheid. Er würde sich meinen Wünschen nicht beugen, und ich mußte mit ansehen, wie der gefangene Baske von den Spinnen weitergezogen wurde und dabei über das Netz hüpfte, als würde er sich auf einem Trampolin befinden.

Die mutierten Tiere selbst befanden sich so weit im Hintergrund, daß ich sie nicht sehen konnte. Nur ihre Fäden, die aus dem Dunkel stachen und den Körper umwickelt hielten.

Ich zog meine Beretta. Irgend etwas wollte und mußte ich tun. Direkt an der Kante und gebückt blieb ich stehen, zielte auf den Baal-Diener Okastra und schoß.

Er bekam die Kugel. Vielleicht blieb sie stecken, vielleicht ging sie durch, das alles war nicht genau zu erkennen, eine Wirkung erzielte das Silbergeschoß nicht.

Ich hätte auch eine Erbse gegen ihn schleudern können. Okastra reagierte nicht einmal darauf.

Aus dem Nebel hörte ich die Schreie. Sarrazan war nicht mehr zu sehen, weil ihn der Dunst verschluckt hatte. Etwas Schreckliches geschah nun mit ihm, und ich dachte unwillkürlich an die Szene, als die Spinne mir das Skelett entgegengespieen hatte.

Ähnliches mußte auch jetzt geschehen.

Noch ein letzter, verzweifelter Todesruf, dann wurde es still.

Gespenstisch still…

Ich stand regungslos auf der Stelle. Mein Herz pochte wild, der Schweiß lag dick auf meinem Gesicht. Sogar meine rechte Hand mit der Beretta zitterte. Wieder einmal hatte mir die andere Seite demonstriert, wie erbarmungslos sie sein konnte, wenn es um ihre Ziele ging.

»Willst du jetzt kommen?« fragte mich Okastra. Seine dröhnende Stimme durchbrach die lastende Stille.

Ich nickte.

»Dann los!«

Es blieb mir nichts anderes übrig, und ich hoffte stark, daß ich durch meine Aktion wenigstens Claudia Darwood retten konnte…

***

Zweimal das gleiche Gesicht, und zweimal fast die gleiche Statur.

Das sah Suko und fragte sich, während er seinen Blick senkte, um in die Mündung zu schauen, was geschehen war.

Welches Rätsel verbarg dieser einsame Bergfriedhof?

Sanchez hatte Sukos Überraschung natürlich bemerkt und begann zu lachen. »Ja, damit hast du nicht gerechnet, nicht wahr, Chinese?«

»Das stimmt.«

»Darf ich fragen, woher du kommst? Auch aus London?«

»Sicher.«

»Dann kennst du diesen Sinclair gut.«

»Er ist mein Freund.«

Sanchez lachte. Das konnte er sich erlauben. Erstens hatte er die Waffe und zweitens war der Abstand zwischen ihm und Suko so groß, daß der Inspektor nichts unternehmen konnte, da eine Kugel immer schneller war als er.

»Es ist schön, wenn Freunde gemeinsam sterben, weißt du?«

»Ist John Sinclair denn tot?«

»Das nehme ich doch an«, erwiderte der Majodomo kalt. »Den Regeln nach hat er keine Überlebenschance. Wen der Berg einmal geschluckt hat, gibt er nie mehr frei.«

So ähnlich hatte Suko sich die Sache auch vorgestellt, aber er wollte jetzt nicht an Sinclair denken, sondern mußte zusehen, daß er dieses Geheimnis löste.

»Wie kommt es, daß ihr gleich seid, und wie ist alles geschehen? Du kannst es mir jetzt sagen.«

»Hast du dich selbst aufgegeben?« fragte Sanchez.

»Möglich.«

»Ich finde es gut, wenn man erkennt, daß die Chancen vorbei sind«, erklärte der Spanier.

»Und deine stehen gut?«

»Würde ich sagen.«

»Du vertraust auf ihn, wie?«

Sanchez wußte, wer gemeint war und schüttelte den Kopf. Ein Windstoß fuhr über den Friedhof, wirbelte Laub vom letzten Herbst hoch und ließ auch die Haare des Spaniers flattern. »Nein, er hat zwar Ähnlichkeit mit mir, doch wir stehen auf verschiedenen Seiten. Dieses Denkmal hat man einem Ahnherrn von mir geweiht, dem es vor langer Zeit gelungen ist, Okastra zu stoppen. Wie sich heute herausgestellt hat, stimmt das nicht. Okastra hat damals nicht gewonnen und mein Ahnherr auch nicht. Er hieß Garcia, Fernando, Ramon di Sanchez, war Christ und ein großer Feldherr. Er konnte Okastra stoppen, und es mußten Jahrhunderte vergehen, bis dieser sich wieder meldete. Bei mir meldete und mich vor die Wahl stellte, entweder mitzumachen

oder zu sterben. Ich machte mit. Längst wohnten wir in Madrid, doch als ich Okastras Ruf vernahm, bin ich nach Campa gekommen, wurde hier aufgenommen und war bald Majodomo. Ich hatte alles im Griff.«

»Wer hat das Grabmal gebaut?« wollte Suko wissen.

»Ein großer Künstler aus dem Süden. Er muß die Leiche meines Ahnherrn aus dem Grab geholt haben, um sie anschließend in den Stein einzuhüllen. Das Grabmal steht dort schon sehr lange.«

»Und was hat das Schwert zu bedeuten?« fragte Suko.

»Damit hat mein Ahnherr gegen Okastra gekämpft. Der Totenschädel soll die Vergänglichkeit des Lebens zeigen, und gleichzeitig sollte die Figur den Friedhof auch von der grausamen Rache des Okastra schützen. Das aber ist ihr nicht gelungen. Ich war stärker. Okastras Geist hat überlebt. Ich profitiere von ihm.«

»Hast du auch Henry Darwood getötet?« erkundigte sich Suko.

»Nein«, gab der andere lachend zurück. »Das habe ich meinem großen Vorbild Okastra überlassen.«

»Und weshalb mußte Darwood sterben?«

»Eigentlich hätte ich dich schon erschießen müssen. Aber auch das will ich dir sagen, Chinese.«

»Wie nett!«

Auf Sukos spöttische Bemerkung hin verzog der andere sein Gesicht zu einer Grimasse. »Darwood hat den gleichen Fehler gemacht wie du und dein Freund. Er kam mir in die Quere, als ich die Vorbereitung für Okastras Rückkehr traf. Ich hatte zuerst angenommen, daß er mir auf der Spur war, doch er war hinter den Basken her, um ihnen wichtige Papiere abzujagen, die ihnen in die Hände gefallen waren. Dabei kreuzte er meinen Weg. Ich lockte ihn zum Friedhof, und dort konnte ihn Okastra erledigen. Seine Leiche ließ ich liegen, den Kopf schickte ich ihm nach Hause.« Sanchez lachte.

»Es sollte ein kleiner Gag sein, und der ist mir gelungen.«

Suko schaute auf den Torso. »Hatte er nicht schon vermodert sein müssen?«

»Eigentlich ja. Aber wer mit Okastras Magie in Berührung kommt, reagiert eben anders. Er ist sehr mächtig, weil ein noch Mächtigerer hinter ihm steht. Ein Götze des Altertums. Baal. Einer der Finsteren aus dem Orient, der allmählich seine Fühler ausstrecken wird. Okastra ist der erste Versuch, und er ist bereits gelungen.«

Das schien Suko auch so. John Sinclair verschwunden, er hilflos.

Wie sollte es noch weitergehen?

Eine Antwort auf diese Frage wußte er nicht zu geben.

»Es ist schade, Chinese, daß ich dich auf eine ziemlich billige Art und Weise umbringen muß. Mit einer Kugel im Kopf ist dem großen Okastra eigentlich nicht Genüge getan, aber die Situation erfordert es nun einmal. Tut mir leid. Geh einen Schritt zurück und stell dich auf

das Grab.«
»Und dann?«
»Wirst du schon sehen!«
Suko gehorchte, während er fieberhaft nach einem Ausweg suchte.
Es war wirklich billig, wie er sein Leben verlieren sollte. Durch die Kugel dieses schmierigen Typs, der es verstanden hatte, die Menschen einzuwickeln. Nein, das sollte nicht sein.
Sanchez zielte genau.
Suko hob die Arme. »Etwas wäre da noch«, sagte er.
»Und was?«
»Ich habe da eine Sache bei mir, die ich gern in den richtigen Händen gewußt hätte und…« Suko drückte sich bewußt umständlich aus, um den anderen abzulenken.
»Was ist es denn?«
»Ein Stab!«
»Wie?«
»Ja, ich trage ihn bei mir. Ein Talisman. Ich werde ihn dir zeigen. Du kannst ihn vielleicht nach London schicken. An meine Partnerin. Gewissermaßen als letztes Andenken.« Während dieser Worte war Sukos Hand schon in die Tasche gerutscht und hatte den Stab hervorgeholt.
»Laß es!« schrie Sanchez.
Suko brüllte dagegen. »Topar!«

***

Und dann war alles anders.
Nicht mehr die Figur hinter dem Chinesen schien zu einem Denkmal geworden zu sein, sondern der Mann vor ihm. Für fünf Sekunden hatte Suko durch das Rufen dieses Begriffs die Zeit anhalten können. Kein anderer in Rufweite konnte sich mehr bewegen. Nur er, das heißt, der Träger des geheimnisvollen Stabs, Suko hatte mit Hilfe dieser Waffe schon manchen Fall aus dem Feuer gerissen.
Auch jetzt war er nicht zu halten und bewegte sich gedankenschnell.
Romero Sanchez stand steif wie ein Brett. Seine Gesichtszüge schienen eingefroren zu sein, und mit einem kurzen Ruck und einer ebenso schnellen Drehung wand ihm Suko die Waffe aus der Hand, bevor er dem Kerl einen Stoß gab, der ihn auf den weichen Boden schleuderte.
Zwei Sekunden hatte der Inspektor noch Zeit. Lächelnd wartete er ab.
Plötzlich bewegte sich Sanchez wieder. Er wußte nicht, wie er auf die Erde gekommen war, fuchtelte mit den Armen in der Luft herum, starrte auf seine Hände und einen Gedankensprung später in das Loch der Waffenmündung. Suko hielt Sanchez’ eigene Pistole fest.
Zehn Sekunden ließ der Chinese ihm, dann war er an der Reihe.

»So, und jetzt wird nach meinen Regeln gespielt.«
»Aber wieso? Wie komme ich…?«
»Aufstehen und keine Fragen!«
Romero Sanchez gehorchte zitternd. In dieser veränderten Situation bewies er, welch ein Feigling er war. Er kam auf die Beine, blieb geduckt stehen und breitete die Arme aus. »Ich… ich … habe nur auf Befehl gehandelt. Wirklich. Ich …«
Suko nickte. »Das glaube ich dir. Ich glaube dir sogar alles, mein Lieber, aber du solltest immer wissen, daß hier bei mir die Musik spielt. Ist das klar?«
Der Spanier nickte.
»Wo komme ich in den Berg? Nur durch das Grab?«
»Si.«
Am Ausdruck der Augen erkannte Suko, daß der Mann gelogen hatte.
Drohend ging der Chinese einen Schritt vor. Sanchez bekam noch mehr Angst, hob die Arme und schützte sein Gesicht.
»Nein, nicht…«
»Sag die Wahrheit!«
»Es gibt einen zweiten Eingang.«
»Und?«
»Nicht hier, in Campa!«
Der Inspektor starrte den Bürgermeister hart an. »Stimmt das auch, Sanchez?«
»Ja, verdammt!«
»Dann gehen wir!«
Der Majodomo drehte sich um. Er hatte sich in sein Schicksal ergeben.
Mit gebeugtem Rücken schlich er vor. Die beiden Männer verließen den seltsamen Friedhof, erreichten einen Weg, und Suko entdeckte, versteckt hinter einem Felsvorsprung, zwei Autos.
Einen Talbot und einen Fiat.
»Welcher gehört dir?« fragte er Sanchez.
Der Spanier deutete auf den Fiat.
»Okay, einsteigen.«
Sanchez öffnete die Tür. Er sprach kein Wort mehr. Auch nicht, als er hinter dem Lenkrad seinen Platz gefunden hatte. Der Wagen stand so, daß er nicht erst gewendet zu werden brauchte. Sie konnten dem Ort entgegenrollen.
Suko hatte es sich auf dem Beifahrersitz bequem gemacht. Die Pistole ließ er nicht mehr aus der Hand. Ihre Mündung wies auf den Mann am Steuer, der beim ersten Versuch zunächst einmal den Motor abwürgte.
Endlich fuhren sie los.
»Bleib nur ruhig«, warnte Suko. »Ich will nicht, daß du den Wagen gegen eine Wand setzt.«

»Nein, nein…«
Die Fahrt nach Campa glich einem Hindernisrennen. Eine schlechte Wegstrecke, Schlaglöcher, Steine, die gegen den Wagen schlugen, und unübersichtliche Kurven.
Wären die Rollen vertauscht gewesen, so hatte Suko sicherlich Gelegenheit gefunden, seinen Bewacher loszuwerden. Sanchez hatte einfach zu viel Angst. Er traute sich nicht, irgend etwas zu unternehmen, und mehr als einmal fuhr er so dicht an vorspringenden Felsen vorbei, daß er sie mit dem Kühler fast berührt hätte.
»Sei vorsichtiger«, warnte Suko.
Sanchez nickte nur.
Wenig später tauchte die letzte Kurve vor ihnen auf. Es folgte eine Gerade, und Suko konnte nach Campa hineinschauen.
Der erste Eindruck war der richtige.
Ein Geisterdorf!
In der Tat dieser kleine Ort war ausgestorben. Kein Mensch war zu sehen.
Nicht einmal Tiere zeigten sich. Campa war ausgestorben, und die wenigen parkenden Autos wirkten wie Gegenstände für eine Filmkulisse.
»Was ist hier geschehen?« fragte Suko.
Der Majodomo hob die Schultern. »Die Menschen sind geflüchtet«, erklärte er.
»Das sehe ich. Und weshalb?«
»Vielleicht vor Okastra.«
»Sicher«, murmelte Suko, »sicher. Wo kann ich den zweiten Eingang zu seinem Reich finden?«
»In der Bodega.«
»Dann fahr hin!«
»Wir wären sowieso auf die Plaza gekommen.«
Der Mann hatte nicht gelogen. Der Weg führte zur Plaza, wo Suko auch einen Brunnen sah. Daneben ließ er den Mann halten, verließ blitzschnell den Wagen und stand schon an der Fahrertür, als diese von Sanchez aufgedrückt wurde.
»Geh du vor!« befahl Suko.
Romero Sanchez traute sich nicht, die Tür wieder zuzuschlagen. Er hob freiwillig die Arme und ging mit zitternden Schritten los. Suko hielt zwei Schritte Abstand, denn er wollte sich nicht überraschen lassen. Die Tür der Bodega stand offen. Aus dem Gastraum wehte ein seltsamer Geruch, der nicht zu identifizieren war.
Immer noch in einem gewissen Abstand betrat Romero vor Suko den Raum und mußte stehenbleiben.
Rasch schaute sich der Chinese um. Die Bodega unterschied sich in nichts von Hunderten ihrer Art, Alles war normal, oder schien

zumindest normal zu sein, wenn es da nicht einen Toten gegeben hätte, der noch immer ein Gewehr festhielt.

»Wer ist das?« fragte Suko.

»Der Bodegero!«

»Weshalb ist er gestorben?«

»Ich weiß es nicht.«

Suko ging einen Schritt zur Seite. Ihm war etwas aufgefallen. Und zwar am Boden.

Nachdem er eine andere Position erreicht hatte, sah er es genauer.

Im Holzboden befand sich ein Loch.

Von unten her aufgerissen, zertrümmert.

»Der zweite Eingang?« fragte Suko.

»Ja.«

»Okay, mein Freund, wenn das so ist, geh mal vor. Ich will dich verschwinden sehen.«

Sanchez drehte sich um. »Nein, das kannst du nicht verlangen. Ich… ich will nicht.«

»Und weshalb nicht?«

»Okastra, er ist… ahhhhh …«

Beide wurden überrascht. Sanchez schlimmer als Suko. Er stand zu dicht an der Öffnung, aus der pfeilschnell ein Spinnfaden schoß, der sich um den Körper des Mannes wickelte und ihn in die Tiefe zerrte…

***

Ich schritt über das Netz!

Es war Wahnsinn, unwahrscheinlich, nicht faßbar, denn die Fäden hielten mich nicht auf. Okastra hatte Wort gehalten, ich konnte meine Beine bewegen, die Füße anheben, weitergehen. Dabei spürte ich natürlich den schwankenden Boden, und ich hatte das Gefühl, auf einer Matratze zu schreiten.

Die gefährlichen Spinnen blieben im Hintergrund. Auch von meinem Begleiter Sarrazan sah ich nichts mehr. Die Tiere hatten ihn verschluckt.

Als ich daran dachte, stieg die Wut wieder in mir hoch, und ich bewegte unruhig meinen Mund.

Okastra wartete auf mich. Der bläuliche Nebel hüllte ihn nach wie vor ein, und der schmale Lichtstrahl stieß in die lautlos quirlenden Wolken hinein.

Ich sah das rote Augenpaar, die Spitze der Klinge und auch einen Arm, der oberhalb der Schwertklinge aus dem Nebel stach.

Es war ein Zeichen für mich, stehenzubleiben.

Ich stoppte auch und befand mich nur mehr so weit von meinem Gegner entfernt, daß ich ihn mit der Hand greifen konnte.

Okastras Bedingungen hatte ich erfüllt. Jetzt wartete ich darauf, daß

er auch seine erfüllte.

Das sagte ich ihm. »Ich will, daß du die Frau freiläßt. Ich bin bei dir. Wir können es austragen.«

Unter dem Augenpaar hörte ich ein Lachen. »Noch bestimme ich, Geisterjäger. Und ich sagte, wenn die Frau freigelassen wird. Vielleicht überlege ich es mir auch anders.«

»Das dachte ich mir, Okastra. Dämonen oder Dämonendiener haben nie ihr Wort gehalten. Auf so etwas wie dich kann man sich als Mensch nicht verlassen. Ihr dient einem anderen, dem Satan oder den übrigen abnormen, widerlichen Götzen…«

»Es reicht, Geisterjäger. Ich will hier kein Gericht halten, sondern nur eins. Nämlich dich. Ich lasse die Frau frei, das habe ich dir versprochen.« Okastra drehte sich um. Innerhalb der Nebelwolke wandte er mir für einen Moment den Rücken zu, und ich spielte mit dem Gedanken, ihn anzugreifen, dachte dabei jedoch an die verschossene Silberkugel. Sie hatte nichts genutzt, also konnte ich mir einen Angriff sparen.

Okastra hatte es geschafft, wahrscheinlich auf geistiger Ebene, mit der Spinne, die Claudia hielt, Kontakt aufzunehmen, denn sie setzte sich in Bewegung.

Aus der Dunkelheit erschien sie, und erst jetzt fiel mir auf, daß es in Okastras unmittelbarer Umgebung doch nicht so stockfinster war, wie ich angenommen hatte.

Er selbst strahlte eine gewisse Helligkeit ab. Es war kein direktes Licht, ein anderes, kaum wahrzunehmen, dennoch vorhanden.

Die Spinne kam.

Sie bewegte sich auf ihren sechs Beinen sicher über das Netz, und die gefangene Claudia wurde weiterhin von den zwei vorderen Beinen der Monsterspinne festgehalten.

Natürlich schaute ich sie an, und diesmal stellte ich fest, daß Claudia nicht bewußtlos war. Sie bewegte ihre Augen, sie mußte mich auch sehen, aber sie schaute hindurch.

Claudia Darwood stand unter einem schweren Schock. Davon konnte ich ausgehen.

»Gut, Okastra«, sagte ich. »Du hast die Frau zu mir geholt. Nun lasse sie auch frei!«

»Nein!«

Es war ein Wort, das ich erwartet hatte, dennoch schockte es mich.

»Du willst dein Versprechen nicht einlösen«, erkundigte ich mich mit lauernder Stimme.

»Das schon, aber erst später.«

»Was soll zuvor geschehen?«

»Ich will etwas von dir.«

»Nein, Okastra. Ich habe deine Bedingungen erfüllt. Jetzt bist du an

der Reihe.«

»Ich will mehr, Geisterjäger!«

»Und was noch?«

»Deinen Dolch!«

Ich hatte mich auf jede Antwort eingestellt und gedacht, daß mich nichts aus der Fassung bringen könnte, diesmal irrte ich mich gewaltig.

Mit einer solchen Reaktion hätte ich nicht gerechnet.

»Was willst du?«

»Deinen Dolch. Du besitzt ihn doch – oder?«

»Das schon…«

»Dann gib ihn her, bevor ich ihn mir mit Gewalt hole.«

Ich schluckte ein paarmal. In meinem Kopf spielten die Gedanken verrückt. Was wollte der Dämon denn mit dieser Waffe anstellen?

Es war eine weißmagische, und vor mir stand ein Dämon der Schwarzen Magie. Nein, das mußte ein Irrtum sein.

»Ich werde dir den Dolch nicht geben«, erwiderte ich ruhig. »Du wirst mit ihm nichts anfangen können.«

»Wirklich nicht?« tönte es aus dem blauen Nebel.

»Es ist eine Waffe der Weißen Magie….«

»Das hast du gedacht, John Sinclair!«

»Dann behauptest du das Gegenteil?«

»Ja, denn der Dolch stammt aus einer Zeit, in der ich noch groß war. Du wirst ihn mir geben. Er gehört zu mir. Und wenn du dich weigerst, ist die Frau verloren.«

»Was ist das Besondere an dem Dolch?« fragte ich ihn.

»Er ist ein Meisterstück der Sarazenen-Kunst. Mehr werde ich dir dazu nicht sagen. Gib ihn her, oder der Diener Baals wird dir zeigen, wer der eigentliche Herr ist.«

Nach diesen Worten griff er auch zu harten Mitteln. Plötzlich sah ich das Schwert dicht vor meinem Gesicht. Er hatte es so schnell gezogen oder geschwenkt, daß ich die Bewegung mit meinen Augen kaum verfolgen konnte. Ich stand nur starr, als ich die Klinge dicht vor meinem Gesicht sah, wo sie eine schräge Linie bildete.

Ich schaute sie an.

Es war eine seltsame Klinge. Zunächst glaubte ich an eine Täuschung, bis ich erkannte, daß ich dennoch richtig hingesehen hatte.

Sie besaß tatsächlich zwei Farben und war gewissermaßen unterteilt.

Die eine Hälfte schimmerte blau, die andere silbrig. Beide Farben trafen sich in der Klingenmitte.

Und das mußte eine Bedeutung haben.

In Situationen wie diesen hatte ich mir angewöhnt, Zeit herauszuschinden.

Das war quasi in Fleisch und Blut übergegangen. Auch jetzt handelte

ich nicht anders und stellte meine Fragen.

»Ich sehe die Klinge«, sagte ich mit leiser Stimme. »Doch ich frage mich, was sie zu bedeuten hat. Sie besitzt zwei Farben, nicht wahr?«

»Ja, es ist ein besonderes Schwert. Nur Krieger wie ich durften es führen, und es ist dem Götzen Baal geweiht. Da es zwei Farben besitzt und aus zwei Materialien besteht, will ich dir seine Funktion erklären. Schlage ich mit der blauen Seite zu, werden die von mir getroffenen Opfer zu Geistern, zu feinstofflichen Wesen, sagt ihr doch – oder?«

»Möglich.«

»Es stimmt, Geisterjäger, du kannst dich darauf verlassen. Drehe ich sie aber um und treffe dich mit der anderen Seite, wird derjenige zum Skelett!«

Ich hatte keinen Grund, dem Dämon nicht zu glauben, und schielte deshalb genauer auf die Klinge. Dabei erkannte ich, daß mir die blaue Seite zugedreht war. Wenn er also nach mir schlagen und mich treffen sollte, würde mich diese Seite erwischen und in einen Geist verwandeln.

In den folgenden Sekunden dachte ich darüber nach und konnte nicht vermeiden, daß es mir kalt den Rücken hinabrann.

In diesen langen Sekunden fühlte ich tatsächlich einen immensen Horror.

»Hast du es begriffen?« fragte er mich.

»Ja.« Meine Antwort bestand aus einem Krächzen.

»Dann ist es ja gut, Geisterjäger. Deshalb kannst du dich auch glücklich schätzen, daß ich noch nicht zugeschlagen habe. Aber ich werde es tun, wenn du noch lange zögerst.«

Meine nächste Frage klang locker, doch mir fiel sie sehr schwer.

»Mit welcher Seite wirst du zuschlagen?«

»Das verrate ich dir nicht!«

Wäre Claudia Darwood nicht gewesen, so hätte ich vielleicht schon längst etwas unternommen. So aber stand ich wie auf heißen Kohlen und wußte nicht, wie ich mich aus dieser verdammten Lage herauswinden sollte.

Okastra ging es vorrangig um den Dolch. Und erst in zweiter Linie um mich. Aber, so fragte ich mich, was wollte er mit dieser Waffe?

Ich selbst war mir über ihre Herkunft im unklaren, doch dieser Dämon schien den Dolch zu kennen. Und auf irgendeine Art und Weise bildeten schließlich das Kreuz und mein Dolch eine gewisse Einheit.

Vom Kreuz wußte ich, wo es herstammte. Der Prophet Hesekiel hatte es in seiner babylonischen Gefangenschaft geschaffen. Wer den Dolch geschmiedet hatte, war mir unklar.

Ich atmete schneller. Eine Entscheidung stand dicht bevor, und ich vernahm die Stimme des Dämons aus dem Nebel.

»Ich will eine Antwort, Geisterjäger!«
»Erst das Mädchen!« flüsterte ich.
Ich spielte mit dem Feuer, das war mir klar, deshalb hatte ich mich auch so schwergetan, eine Antwort zu geben, aber ich konnte nicht all meine Trümpfe aus der Hand geben.
Wie würde Okastra reagieren?
Meine Gedanken irrten zurück in die Vergangenheit. Ich dachte daran, daß mich Kara und auch Myxin schon einmal hatten mit einem Schwert umbringen wollen.
Beide Male war ich gerettet worden.
Klappte es auch hier?
Kaum, ein Helfer befand sich nicht in der Nähe, so sehr ich dies auch hoffte oder wünschte.
Ich mußte mich auf mich selbst verlassen.
Obwohl sich die folgenden Sekunden nach meiner Antwort dehnten, flossen sie dennoch sehr schnell vorbei, und Okastra gab zu meiner großen Überraschung seine Zustimmung.
»Ich werde dir meinen guten Willen beweisen, Geisterjäger«, erklärte er und gab der Spinne, die Claudia festhielt, auf telepathischem Wege einen Befehl.
Sie gehorchte sofort.
Die Frau rutschte aus ihren beiden Vorderbeinen, fiel in das Netz, schaukelte noch und blieb liegen.
Mit dieser Aktion war Okastra auf meine Bedingungen eingegangen.
Nun mußte ich die seine erfüllen.
»Den Dolch!« Er erinnerte mich noch einmal daran.
»Weshalb ist er für dich so wertvoll?« fragte ich ihn.
»Das brauchst du nicht zu wissen.«
»Hängt es mit Baal zusammen?«
»Vielleicht, Geisterjäger, vielleicht!« Um seine Worte zu unterstreichen, bewegte er die Klinge noch um eine Idee nach vorn, so daß sie mich jetzt berührte.
Ich spürte das Metall an meiner Haut. Normalerweise sind Schwertklingen kühl. Das war bei dieser nicht der Fall. Sie besaß eine gewisse Wärme, die sich auch auf meine Haut übertrug.
Ich schluckte wieder und bewegte meinen rechten Arm. Zielsicher fand meine Hand den Griff der Klinge. Wie oft schon hatte ich diese Waffe gezogen, wie oft schon hatte sie mir geholfen. Nun aber sollte ich sie abgeben.
Das wollte ich nicht!
Möglicherweise war es ein Fehler, eine Selbstüberschätzung, aber ich hatte noch nie aufgegeben, auch wenn ich in fast auswegslosen Situationen steckte wie dieser.
Okastra sollte zu spüren bekommen, zu was ein Geisterjäger fähig ist.

Mit einem Ruck zog ich den Dolch aus der Scheide. Ich schaute auf die Klinge, sah sie lang und schmal vor mir und blickte jenseits davon in die Nebelwand.

Ich starrte die blaue Seite an. Sie würde mich zu einem Geist, zu einem Nebelstreif machen, wenn sie mich traf, und ich wollte einfach nicht daran glauben, daß Okastra mich in Ruhe ließ, wenn er den Dolch bekommen hatte.

Dämonen reagieren nicht so.

Dieses Wissen zwang mich förmlich, alles auf eine Karte zu setzen.

So schnell wie in diesem Augenblick war ich selten in meinem Leben gewesen.

Ich duckte mich und stieß mich gleichzeitig ab. Ein Schrei drang aus meinem Mund, als ich in die Nebelwolke hechtete, wobei ich den Dolch stoßbereit in der rechten Hand hielt.

Auch Okastra handelte.

Er schlug zu!

***

Suko gehörte zu den Menschen, die ein überdurchschnittliches Reaktionsvermögen besitzen, was er schon hundertmal und mehr unter Beweis gestellt hatte.

In diesem Fall kam er zu spät.

Der klebrige, weiche, nachgiebige und dennoch so harte Spinnfaden hatte Romero Sanchez umwickelt, und die für Suko nicht sichtbare Spinne dachte überhaupt nicht daran, ihr Opfer loszulassen. Zudem stand der Majodomo einfach zu dicht an der aufgebrochenen Bodenöffnung. Er brauchte nur einen halben Schritt zurückzugehen, dann würde er ins Leere treten und verschwinden.

Das war geschehen.

Suko sah ihn fallen, wuchtete sich selbst vor und streifte mit seinen Fingern noch die Haare des anderen. Mehr geschah nicht, denn die Öffnung verschluckte den Mann.

Der Inspektor hörte noch sein Schreien.

Aus einer schrecklichen Tiefe hallte es dem Chinesen entgegen, war unheimlich, angsterfüllt und endete in einem erstickten Gurgeln.

Suko hatte Mühe, das Gleichgewicht zu finden. Er hörte die Bohlen vor seinen Fußspitzen schon knacken, und er sprang sicherheitshalber zurück.

Eine Bohle brach auch weg, aber nicht, weil Suko dafür gesorgt hätte, nein, sie bekam Druck von unten.

Eine Spinne erschien!

Weiß, unheimlich, monströs!

Sie schob sich aus der Öffnung, die für sie noch ein wenig klein geraten war, und brach mit den Umrissen des Körpers einige Bohlen

weg, als wären sie aus Pappe.

»Aaaaaahhhh…!«

Es war das Letzte, was Suko von dem Bürgermeister Romero Sanchez noch hörte, dann mußte er sich auf die verfluchte Spinne konzentrieren, die sich ihn als Opfer ausgesucht hatte.

Und sie war schnell, denn Suko kam nicht dazu, seine Dämonenpeitsche zu ziehen.

Er sprang zurück, dachte nicht mehr an die herumstehenden Tische, fiel über eine Platte hinweg, rollte sich dabei noch ab, während der Tisch zu Boden fiel, er aber auf die Füße kam.

Durch seine Aktion war er in die Nähe des Eingangs gelangt und bekam nun die Zeit, die Peitsche zu ziehen.

Er schlug den Kreis, die drei Riemen rutschten hervor, Suko war kampfbereit.

Und die Spinne kam.

In nichts unterschied sie sich von der, die Suko auf dem kleinen Paß über dem Friedhof erledigt hatte. Bevor der Inspektor zuschlug, schaute er noch an dem monströsen Tier vorbei und sah, daß eine zweite Spinne aus der Öffnung kletterte.

Diesmal wurde ihm der Kragen eng.

Als die Spinne zugreifen wollte, klatschten die drei Riemen gegen ihre beiden ersten Vorderbeine.

Die magische Kraft der Peitsche machte auch vor ihnen nicht Halt.

Die Spinne sackte zusammen, dabei knickten die Beine weg, als wären sie nur mehr Streichhölzer.

Bevor sie sich fangen konnte, hatte Suko bereits das zweitemal zugeschlagen.

Diesmal traf er den Rücken. Die Magie der Peitsche und die Wucht des Treffers rissen die Spinne auseinander. Ihr Körper brach auf, er wurde geknackt wie die Schale einer Nuß.

Suko konnte dieses Tier vergessen.

Inzwischen waren Sekunden vergangen, und eine weitere Spinne hatte es geschafft, sich aus dem Loch zu schieben. Wahrscheinlich kletterte sie an ihrem eigenen Faden hoch.

Zwei Spinnen standen wieder gegen Suko, und die nächste kletterte schon aus der Öffnung.

Der Kampf wurde zum Streß.

Suko war klar, daß er ihn in dieser Bodega nicht gewinnen konnte.

Irgendwann waren es einfach so viele Spinnen, da nutzte ihm auch die Peitsche nichts mehr.

Im Freien besaß er mehr Bewegungsfreiheit. Deshalb lief Suko zurück und schob sich nach draußen. Mit der Schulter hatte er die Tür aufgerammt.

Sie schwang noch hin und her, als Suko auf der Straße stand und sein

Blick den Weg hochglitt, den er mit dem Wagen gefahren war.
Die Augen des Inspektors wurden groß.
Was da vom Friedhof herabkam, war das Grauen.
Spinnen über Spinnen. Eine weiße wirbelnde Masse, und die ersten hatten das Dorf bereits erreicht.
Suko drehte sich um.
Auch von der anderen Seite kamen sie. Er sah sie sogar auf den Dächern der Häuser sitzen.
In diesem Augenblick wurde dem Chinesen klar, daß seine Chancen verdammt tief gesunken waren.
Falls es sie überhaupt noch gab…

***

Ich befand mich in Bewegung, und Okastra schlug ebenfalls zu!
Weit hatte ich meinen Arm vorgestreckt. Die Wegstrecke sollte so gering wie möglich sein, ich mußte diesen verdammten Dämonendiener erledigen. Wenn er so scharf hinter meinem Dolch her war, dann konnte diese Waffe ihn unter Umständen auch erledigen.
Vielleicht hatte er sie deshalb gewollt.
Ich kam durch, spürte den Nebel wie einen Hauch, wollte schon triumphieren, da traf mich der Hieb mit dem Schwert.
Man hat nie einen Verurteilten fragen können, was er verspürt hatte, als ihm der Kopf abgeschlagen wurde, aber es war sicherlich nicht das, was ich merkte.
Es war nur mehr ein Brennen in Nackenhöhe, mehr nicht. Im nächsten Augenblick sah ich nur noch den Nebel, eine quirlende Wolke, die mich umfing und umkreiste.
Ein gestaltloser Zustand, ein Schweben, und ich suchte den Boden, denn ich wollte mich mit den Füßen abstützen, auch wenn es nur das Spinnennetz war.
Es klappte nicht.
Ich trat ins Leere, fand keinen Halt, sah nur den Nebel, aber keinen Körper.
Auch meinen nicht!
Da wußte ich Bescheid.
Die Klinge hatte mich mit der blauen Seite getroffen. Den sichtbaren, den körperlichen Menschen John Sinclair gab es nicht mehr, nur noch seinen Geist…

ENDE des zweiten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 257 »Der Schädel des Hexers«